

Des Erzkalfaktors, Quadratschlankels
und durchtriebenen Leutvexierers

Vamf. Frohm. Eulenspiegel

des allbekannten, berüchtigten und
weltverrufenen Till Eulenspiegel
einzigem Sohnes pffiffige Streiche ...



Des Erzkalfakters, Quadratschlankels und durchtriebenen
Leutvexierers,

Pamfilius Frohmut Eulenspiegel

des allbekanntesten, berüchtigten und weltverrufenen Till Eulenspiegel einzigen Sohnes pfiffigen Streiche, Ränke, Schwänke und lustige Possen als: Hendlschnipfer, Brotschwindler, Rahmkripfer, Fischdieb, Entenangler, Zigeuner-, Schneider- und Schusterlehrbua, Herzogslebensretter, Herold, Schatzgräber, magistratischer Bademeister, Hofnarr, Feldherr, frommer Pilger, glücklich dem Galgen entgangener Spieler usw.

Altötting

Verlag der J. Lutzenberger'schen Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis

Erinnerung an Till Eulenspiegel	7
Eine Taufe mit Hindernissen	9
Pamfili praktiziert	16
Wohlfeiles Brot	17
Die Zigeuner	20
Pamfili im Kloster	23
Pamfili als Schneider und Schuster	28
In die weite Welt	32
Die Rettung	38
Pamfili als Herold	41
Pamfili als Schatzgräber	43
Ein Freibad	48
Pamfilius als herzoglicher Hofnarr	51
Ein Hofnarr als Feldherr	53
Ein unterbrochener Verlobungsschmaus	57
Pamfili als Spieler	60
Nachschrift	63

Erinnerung an Till Eulenspiegel

Till Eulenspiegel, dieser weltbekannte Abenteurer aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wurde zu Kneitlingen, einem Wolfenbüttelschen Dorf unweit Schöppenstedt, geboren und starb gegen das Jahr 1350 in dem Städtchen Mölln, vier Meilen von Lübeck, wo sein Grabstein mit der Anspielung auf seinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, steht. Sein Name ist zum Sprichwort geworden, alle mutwillig-lustigen Streiche und Narrheiten zu bezeichnen, die aus angeborenem Mutwillen zum eigenen Ergötzen, und wo möglich auch einen großen oder kleinen Profit zu machen, verübt werden. Alle seine bekannt gewordenen Streiche sind zuerst in plattdeutscher Sprache aufgezeichnet, dann in die hochdeutsche sowie in die lateinische, französische, englische, holländische und polnische Sprache übersetzt und seit jener Zeit in zahllosen Büchern verkauft worden.

Es wird nicht viele Leute geben, die nicht schon die lustigen Historien, das merkwürdige Leben, die Taten und Reisen des Erzschelms Till Eulenspiegel gelesen, aber nirgends etwas davon gehört oder gefunden haben, dass Till Eulenspiegel auch verheiratet gewesen sei. Er hatte wirklich eine Frau, die er jedoch auf seinen weiten Wanderzügen nicht als eine überflüssige Last mit sich schleppen wollte, um nicht in der Ausübung seiner lustigen Streiche gehindert zu sein. Solange sie im Besitz ihres von ihren Eltern ererbten kleinen Bauerngutes war, brauchte sie keinen Mangel zu leiden, und gewöhnte sich nach und nach daran, ohne ihren Ehemann zu leben, der sich durch nichts auf der Welt von seiner Wanderlust abbringen ließ. Er besuchte aber sei-

ne Frau immer richtig, so oft er in die Gegend kam, fütterte sich 8 Tage lang heraus, und ging dann wieder in die weite Welt, aber niemals, ohne eine Handvoll Taler als Vorspann mitzunehmen.

Wer zur Zeit, da Till Eulenspiegel lebte, lesen und schreiben konnte, wurde schon für gelehrt gehalten, und solche Gelehrte in verschiedenen Ländern schrieben alle lustigen Reden und Streiche fleißig auf, die dann nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch richtig gedruckt wurden. Diese Zeit erlebte zwar der Sohn des Till Eulenspiegel nicht mehr, aber eine solche schriftliche Sammlung durfte er, als er 13 Jahre alt war, in seinen freien Stunden in dem Kloster Gottsgnad, das nur eine halbe Stunde von dem Gut seiner Mutter entfernt war, und worin er als Laufbursche und zu allerlei Aushilfsarbeiten im Klostergarten und in der Ökonomie verwendet wurde, abschreiben. Diese tollen Geschichten reizten ihn zur Nachahmung, und er beschloss, auf gleiche Weise sein Glück zu versuchen, sich aber dabei so pfiffig zu benehmen, dass er mehr Groschen, als sein Vater Schläge erhielt, bekommen sollte.

Als er mit der Abschrift fertig war, brachte er sie nach Hause und las diese Geschichten abends seiner Mutter vor, die nur bisweilen von einzelnen lustigen Streichen ihres sauberen Mannes und Landstreichers gehört hatte und sich nun oft tüchtig ärgerte, über manches und gar vieles, was sie da Neues erfuhr, und ihren Sohn Pamfili täglich dringend warnte, einen solchen Lebenslauf zu führen wie sein unverbesserlicher Vater.

Aber die guten mütterlichen Lehren fielen auf einen unfruchtbaren Boden und waren in den Wind gesprochen. Pamfili wartete mit Sehnsucht auf sein fünfzehntes Jahr,

um dann auch in die weite Welt zu wandern, freilich in der guten Absicht, so viel zu erwerben, um seine gute Mutter unterstützen und in seinem Alter sorgenlos leben zu können. Er fasste den festen Vorsatz, alle seine Streiche selbst aufzuschreiben, was sein Vater nicht zu tun vermochte, da er nicht schreiben konnte.

Wie Pamfili Eulenspiegel dieser seiner Sammlung zuletzt sein Glück zu verdanken hatte, und wie sie auf eine gar seltsame Weise in die Hände des Verfassers dieses Büchleins gekommen ist, werden die lieben Leser später ausführlich erfahren. Es beginnt nun ein genauer Abdruck dieser Sammlung, worin Pamfili Eulenspiegel seine Abenteuer selbst erzählt.

Eine Taufe mit Hindernissen

Ein Ochs und eine Kuh, einige Schweine, ein alter Gockel, mehrere Hennen und Hühner, waren die zufälligen, unmenschlichen Zeugen meiner Geburt, denn ich überraschte meine liebe und fleißige Mutter im Stall, da sie eben angefangen hatte, die Kuh zu melken. Vermutlich wären meine Mutter und ich in dieser hilflosen Lage ohne ein vierfaches Glück zugrunde gegangen. Erstens stand die Stalltür offen, weil es im Monat August war. Zweitens schrie ich so erbärmlich, als ob es mir leid gewesen wäre, auf die Welt gekommen zu sein. Drittens machten die genannten Zeugen mit ihren verschiedenen Stimmen einen höllischen Lärm, und viertens, – und dies war das Hauptglück – saß eben die Dirne auf einem Baum im Garten nebenan mit einem

Mehlsack, um Atlasäpfel zu stehlen, um doch etwas von Atlas zu haben, was sie sich schon längst gewünscht hatte. Das erstaunliche Getöse im Stall rührte ihr edles, vieh- und menschenfreundliches Herz. Sie knüpfte den Diebessack zu, um ja von der Gabe Gottes nichts zu verlieren, stieg über die an dem Baum gelehnte Leiter herab, versteckte diese und den Sack hinter einem großen Haufen Holz, rannte in den Stall, und von da zur Dorfhebamme, die sogleich samt ihrem Taufzeugen erschien. Ich wurde vorläufig in die Schürze der Mutter eingewickelt, und ganz sanft auf Jakobifedern gelegt, nämlich auf frisches Stroh, das schon zum Einstreuen für den Ochsen und die Kuh bereitlag, die deshalb höchst verdrießliche Gesichter schnitten.

Meine Mutter stand auf, schüttelte sich nun wie ein nasser Pudel und ging dann in ihr Schlafkämmerlein, um im Bett auszuruhen, wohin auch ich getragen wurde. Es war erst fünf Uhr morgens. Die Dirne musste das Melken fortsetzen, wobei sie sich an den noch immer fortdauernden kräftigen Gesängen des Ochsen und der Kuh sowie meiner übrigen Geburtszeugen ergötzen konnte.

Als ein geborener Feind des Wassers schrie ich im ersten Bad jämmerlich und riss dabei meinen Schnabel sperrangelweit auf. Da bemerkte die Hebamme mit Entsetzen, dass ich schon zwei Zähne im Mund hatte, einen oben, den andern unten, worüber die Mutter gewaltig erschrak, indem sie dies für ein böses Zeichen hielt. Sie beschloss also, dass ich mit Kuhmilch aufgezogen werden sollte, wodurch es kam, dass noch bei Lebzeiten meiner ersten Mutter unsere Kuh, die auf den Ruf Blaßl ging, meine zweite Mutter geworden ist, mit der ich aber leider niemals ein vernünftiges Wort sprechen konnte, so dumm war sie, und so unbehilf-

lich drückte sie ihre mütterlichen Gefühle in der Kuhsprache aus.

Nach altem Herkommen musste ich noch am nämlichen Tag getauft werden. Nun hatten wir aber keine Kirche im Dorf, wohl aber ein Wirtshaus, das sich über diesen Mangel einer Kirche oft bitter beklagte, weil sonst, wie an anderen Orten, wo Kirchen sind, vor und nach dem Gottesdienst die meisten Andächtigen einkehren würden. Unser Herr Wirt war jedoch ein recht einfältiger und undankbarer Kerl, denn gerade weil keine Kirche vorhanden war, brachten die Leute auch die Kirchenzeit im Wirtshaus zu. Ja einige recht Andächtige wären lieber gleich darin sitzen geblieben bis zur Erbauung einer Kirche, wenn ihre Weiber nichts dagegen einzuwenden gehabt hätten.

Das nächste Kirchdorf war eine Stunde entfernt. Dorthin musste ich zur Taufe gebracht werden. Mein schon lange vorauserbeter Taufpate war der Müller in unserem Dorf, der zufällig Pamfilius Mühlrad hieß, gleichsam als habe ihn schon die Natur zu einem Müller ausersehen. Er besaß zwar ein paar recht kräftige Pferde und ein sechssitziges Wägelchen, auf dem wir alle, samt zwei Nachbarn als Taufzeugen, schnell in das Kirchdorf gekommen wären. Allein es war gebräuchlich, bei einer solchen Gelegenheit zu Fuß zu gehen. Nur ich allein blieb vom Zufußgehen ausgenommen, und zwar aus besonderer Rücksicht auf meine zarte Jugend.

Die Hebamme musste mich tragen, und um sich dies bequem zu machen, hatte sie mich in einen aus Weiden geflochtenen Tragekorb eingepackt, den sie an Achselbändern auf ihrem Rücken befestigte. Nachdem sich die Reisegesellschaft im Haus oder Häuschen meiner Mutter mit g'selch-

tem Fleisch, Butter, Brot und Schnaps zuvor hinlänglich gestärkt hatte, wurde der Marsch angetreten. Der Tag war bildschön. Da es aber in der Nacht zwar nicht geregnet, doch aber geschüttet hatte wie ein Wolkenbruch, so konnte auf dem grundlosen, samtweichen, einen halben Schuh hohen Kotweg ohne Hühneraugenschmerzen so appetitlich gegangen werden, wie auf nebeneinandergelegten, federvollen Kopfkissen. Seitenwege konnte man nicht betreten, ohne bis auf die Kniescheiben zu versinken. Der Weg führte fortwährend durch einen Wald.

Die Reisegesellschaft war etwa noch 150 Schritte von einem kleinen Waldwirthshaus entfernt, von wo aus noch eine Viertelstunde in das Kirchdorf führte, als das tückische Schicksal ihr einen boshaftigen Streich spielte. Der Reisige eines ehrsamem und gaudiebischen Herrn Ritters kam hinter uns in rasender Eile herangeritten, und die vier bretterbreiten Füßchen seines Rosses bedeckten die Fußwanderer von unten bis oben mit Kot. Mein Taufpate und die zwei Taufzeugen schimpften den Reisigen, der hohnlachend fortsprengte, aus Leibeskräften und fluchten zugleich so grimmig, dass es kein Wunder gewesen wäre, wenn das Ross aus Entsetzen über die gräulichen Fluchworte seine vier Hufeisen verloren hätte.

Die pfiffige Hebamme, die hinten nachtrollte und das Ross zuerst heranstürmen hörte, wollte noch rechtzeitig links bis zum Rand des Weges ausweichen, brachte ihre Füße untereinander und fiel mit vorgestreckten Händen der Länge nach in den Kot, welcher von beiden Seiten über ihr zusammenschlug, wie die beiden Hälften des Garnes auf einem Vogelherd, wenn es vom Vogelsteller zugezogen wird. Die Heftigkeit des Sturzes meiner Trägerin schleu-

derte mich vom Kopf bis zum Nabel aus dem Tragekorb heraus, sonst wäre ich im Kot erstickt und würde dies ein großer Verlust für die Menschheit und meine geehrten Leser gewesen sein, weniger für meine Mutter, der ich durch meine tollen Streiche und Possen noch viel Kummer machen konnte.

Das Waldwirtshaus winkte uns freundlich zu. Wir erreichten es bald, und da der Wirt mit meinem Taufpaten Mühlrad immer sehr viele Geschäfte trieb, empfing man uns wie Kinder des Hauses. Auf Anordnung des Wirtes stellte der Hausknecht die vier Personen der Reisegesellschaft im Hof in Reih und Glied und übergoss sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Wasser aus einem Pferdetränkzuber, um sie vorläufig vom Größten zu reinigen. Dann brachte man die Kleider in die stark geheizte Kammer, worin die Wäsche des Hauses getrocknet wurde. Während die drei Männer in Kleidern des Wirtes schnapsten, wusch die Hebamme das Taufzeug, nachdem sie mich zuvor in einen wollenen Unterrock der Wirtin gewickelt hatte. Aber das Taufzeug sah nun abscheulich aus und war unbrauchbar.

Mühlrad bestellte ein gutes Mittagessen, welches wir auf der Rückkehr von der Taufe verzehren wollten, und einen Leiterwagen zur Heimfahrt. Statt des Taufzeuges bekam ich durch die Güte der Wirtin eine Pudelmütze, eine lederne Hose und Juchtenstiefel ihres dreijährigen Söhnleins, in welchem Anzug ich recht possierlich ausgesehen haben muss.

Wir kamen glücklich im Kirchdorf Quirlequitsch an, wo ich in der Taufe den Namen Pamfilius Frohmund erhielt. Von der Kirche weg kehrten wir sogleich wieder zum

Waldwirtshaus zurück, wo wir es uns tüchtig schmecken ließen. Ich sage wir, denn ich war auch einer von den Gästen. Als ich nämlich die gebratenen Hühner auftragen sah, schmeckte mir die dargereichte Kuhmilch nicht mehr. Ich spie zur größten Freude der Hebamme, welche ausrief: »Das ist ein gutes Zeichen, dass der Pamfili speit. Speiende Kinder – bleibende Kinder!«

»Vielleicht frisst der kleine Pamfili *a Hendln* lieber, als dass er *Mili* sauft«, sagte der Mühlrad, »weil er schon zwei Zähne *im Maul* hat«, und tupfte mit einem Hendlviertel auf der Gabel scherzweise an meinen Bund, der recht nett und nicht größer war als der halb geöffnete lederne Beutel eines Schrankenbauern. Ich aber, nicht faul, verstand den Spaß unrecht, schnappte das Hendlviertel von der Gabel weg, und fiselte es mit meinen zwei Zähnen vollständig ab, ohne dazu meine eingefatschten Hände nötig zu haben. Die Hebamme nahm mir die abgenagten Hendlknochen gerade noch zur rechten Zeit aus dem Mund, sonst hätte ich sie auch noch zermalmt und verschlungen.

»Allen Respekt!«, sagte Mühlrad lachend. »Der Pamfili muss seine übrigen dreißig Zähne schon alle im Magen haben, sonst könnte er eine solche Kost nicht verdauen. Wenn der einmal größer wird, frisst er gewiss ein halbes Dutzend Hendln samt der *Hennensteig*.

Alle Anwesenden wunderten sich und lachten. Die Hebamme versicherte hoch und teuer, dass ihr ein solches Fresskind noch nie unter die Hände gekommen sei. Auf mich selbst und meinen Geschmack machte das von mir verzehrte Hendlviertel einen so tiefen und wohltätigen Eindruck, dass ich zeitlebens ein großer Verehrer und Liebhaber der Hendln geblieben bin, sogar wenn sie auch nicht

gebraten waren, in welchem Zustand ich ihnen auf verschiedenen Bauernhöfen oft recht freundschaftlich meine Hand gereicht und sie auf die wohlfeilste Art so anhänglich gemacht habe, dass sie nicht mehr von mir abließen, und ich sie zuletzt zum Fressen gern hatte.

Als wir auf dem Leiterwagen wieder glücklich heimkamen, war meine Mutter höchlich erstaunt über alles, was die Hebamme mit geläufiger Zunge von unseren Abenteuern erzählte, ganz besonders aber über meine Verspeisung des Hendlviertels, und äußerte gar klug und vorsichtig, dass sie sich von nun an wohl hüten werde, ihre Hendln gebraten im Hof herumlaufen zu lassen.

Abends war der Taufschmaus im Wirtshaus, wohin ich aber nicht mitgehen durfte. Meine Mutter aber nahm gemütlich daran teil, auch die Hebamme. Die Dirne war auf einige Stunden meine Hofmeisterin, was ihr aber keine große Mühe machte, da ich ganz ruhig den Schlaf des Gerechten geschlafen habe.

Alles, was ich hier erzählt habe, erfuhr ich erst in einem Alter von 8 Jahren von meiner Mutter, außerdem hätte ich mich nicht mehr genau daran erinnern können. Übrigens hat es meine Mutter oft bereut, dass sie mich nicht auch zum Kindstaufschmaus mitgenommen hatte, weil sie dann bei meiner Verzehrung eines zweiten Hendlviertels würde gesehen haben, wie geschickt ich mich bei dem ersten genommen hatte.

Pamfili praktiziert

Schwere Kriegszeiten und wiederholter Hagelschlag samt Teuerung setzten meiner Mutter so hart zu, dass sie sich auf ihrem Gütl nicht mehr halten konnte, und es verkaufen musste, aber doch so viel dafür einnahm, dass sie, einen Büchenschuss weit von unserem Dorf, welches Laubheim hieß, eine kleine, feste und noch wohl erhaltene Hütte mit einem Krautacker und einer Wiese kaufen konnte, die mit genauer Not so viel Futter für unsere kleine Kuh lieferte, wie sie brauchte. Bei dem Verkauf des Gütls waren auch meine zwei großen Geburtszeugen, der Ochs und die Kuh, fortgekommen, und da die Kuh bald darauf keine Milch mehr gab, musste sie dem Käufer ihr Fleisch geben. Mit dem Ochsen, den er an einen Metzger verkaufte, hatte dieser einen kurzen Prozess gemacht, und ihm ein eisernes Hirnbatzl versetzt, dass er – nämlich der Ochs, nicht der Metzger, – alle viere von sich streckte und dadurch von allen ferneren ochsigen Anstrengungen befreit wurde.

Dass wir gar keine Hühner mehr hatten, war mir sehr unangenehm. Kaufen konnten wir keine, weil die gute Mutter konnte sich dann immer nicht genug verwundern, dass es in den anderen Dörfern so gute und freigebige Bäuerinnen gebe, während jene in unserem Dorf Laubheim mit geringer Ausnahme so geizig seien.

Ich wusste gar wohl, dass die Bauernleute, Vater, Mutter, Söhne, Töchter, Knechte und Dirnen abwechselnd keine Mühe scheuten, ein abgängiges Stück Geflügel weit und breit aufzuspüren, und durfte mit Recht erwarten, dass die Streife auch unsere Hütte nicht übersehen werde, weil bei solchen Gelegenheiten der Verdacht immer zuerst auf die

Armen fällt. Damit ich also vor einer Entdeckung sicher blieb, färbte ich meine Gefangenen, wozu ich schwarze, gelbe und rote Erden benutzte, von denen es in den benachbarten Wäldern ganze Gruben voll gab. Bei der Mutter aber gab ich vor, dass ich dies tue, weil weiße Hennen und Hühner leicht schmutzig werden, und auf dem Stadtmarkt nicht so beliebt seien wie die dunkelfarbenen.

Wirklich schlich fast alle Tage so ein spekulierender männlicher oder weiblicher Bauervogel um unsere Hütte herum, sah aber nichts, weil ich die Gefärbten zur Sicherstellung gegen einen plötzlichen abwaschenden Regen fast immer im Hühnerstall verwahrte. Kamen sie notwendigerweise an schönen Tagen ins Freie, so erkannte sie kein Spion an ihrer veränderten Farbe. Ich trachtete aber immer, sie sobald wie möglich zum Verkauf in die Stadt zu bringen.

Meine Mutter wollte eines Tages von mir zu den freigebigen Bäuerinnen geführt werden, um ihnen persönlich zu danken, was ich ihr unter dem Vorwand misriet, dass sie mir verboten hätten, ihren Bauern etwas zu sagen, weil sie sonst von ihnen braun und blau geschlagen würden.

Auf diese Art war ich ein Färber auf eigene Faust geworden, ohne bei einem Meister eingeschrieben worden zu sein.

Wohlfeiles Brot

Es kam eine harte Zeit, da wir einen ganzen Tag lang keinen Bissen Brot mehr hatten, und der Dorfbäcker uns nichts borgte, worüber die arme Mutter bitterlich weinte.

»Tröste dich, Mutter«, sagte ich zu ihr, »ich will jetzt Brot genug holen.

»Du hast ja kein Geld?«

»Ich brauche keines. Nur Geduld!« Ich warf einen Sack über meine Schulter und ging in ein Dorf, worin man mich nicht kannte. Am Fenster des Bäckerladens saß die Frau Meisterin und betrachtete mich lange, da ich einige Schritte davon so laut schluchzte, als ob es mir das Herz abstoße.

»Warum weinst du denn, Junge?«, fragte sie mitleidig.

»Ich sollte bei Euch für 6 Groschen Brot holen, da ihr das beste Brot in der ganzen Gegend habt. Meine Hosentasche hat aber ein Loch, was ich nicht wusste, und so habe ich die 6 Groschen verloren. Daraus machen sich Vater und Mutter freilich nichts, aber dafür, dass ich kein Brot mitbringe, auf welches sich beide schon freuen, werde ich Prügel genug bekommen, wenn ihr nicht so christlich seid, mir das Brot zu borge, und Euren Lehrbuben mitzugeben, der dann von der Mutter die 6 Groschen und noch überdies ein Trinkgeld erhalten wird.«

»Wer und wo sind denn deine Eltern?«

»Schneiderseheleute in Masching, nur drei Viertelstunden von hier, wo sie sich erst in der vorigen Woche ein Anwesen mit einem Pferd und sechs Kühen gekauft haben, denn der Vater fährt zweimal in der Woche als Milchweib in die Stadt.«

Ich sagte dies so ernsthaft, dass die Bäckerin lachen musste. Sie zählte mir die Brotlaibe in den Sack.

»Tausend Dank«, sagte ich. »Unser Herrgott wird Euch für Euer gutes Herz gewiss belohnen!«

Mit dem Sack auf der Schulter, den Lehrbuben zu meiner Linken, watete ich etwa eine Viertelstunde lang durch den

tiefen Straßenkot, als mir aus dem unteren Ende meines Sackes, dessen Naht ich im Gehen unbemerkt zwei Spannen breit mit dem Messer aufgetrennt hatte, ein Laib in den Schmutz fiel.

»Diesen beschmutzten Laib darf ich nicht heimbringen, ohne Schläge zu kriegen«, sagte ich zum Lehrbuben. »Ich schenke ihn dir. Wenn du ihn zu Hause abwäschst, so kannst du ihn recht gut essen. Sei so gut, lauf geschwind zurück, und sag deiner Meisterin, dass sie so gut sein möge, mir einen anderen Laib Brot herauszuschicken. Für den verunglückten Laib werde sie schon die Bezahlung auch bekommen. Lauf nur schnell und komm gleich wieder! Unterdessen warte ich hier auf dich und nähe meine unglücklichen zwei Löcher zu, das Loch in der Hosentasche und das Loch im Sack.«

Ich tat dies wirklich und zog vor den Augen des Lehrbuben Nadel und Faden aus der Tasche meines Wamses hervor. Der Lehrbube, welcher den ihm geschenkten Laib schon auf einer nur leicht bespritzten Seite angebissen hatte, rannte fort, und, als er mich nicht mehr sehen konnte, ich auch, aber seitwärts durch einen dichten Wald, und nicht Masching zu, sondern in unser Dorf.

Die Mutter war sehr erfreut über das Brot, und da ich im Färben ohnehin schon sehr geübt war, so machte ich ihr weiß, das Brot sei mir in einem Dorf, nach dessen Namen ich nicht fragte, geborgt worden, und ich werde es nach dem nächsten Verkauf gefangener Singvögel bezahlen.

Bisweilen machte ich mir den Spaß, in die Milchammern der Bäuerinnen zu schleichen oder einzusteigen, und mit einem beinernen Löffel den Rahm von der Milch abzuschöpfen, der mir besonders gut schmeckte. Da ich dies

nach und nach bei allen Bäuerinnen tat, um nicht parteiisch zu sein, so klagten sie einander ihr Leidwesen, indem sie nicht begreifen konnten, warum ihre Milch nicht mehr aufwerfe.

Als ich zwei Bäuerinnen so miteinander sprechen hörte, sagte ich:

»Ohne Zweifel ist da eine Hexerei dahinter, gegen die ich ein gutes Mittel weiß. Wenn mir jede von Euch zwei Groschen gibt, so sollt ihr euren Rahm wieder täglich finden.«

Sie gaben das Geld mit so gutem Erfolg, dass alle 14 Bäuerinnen des Dorfes mir mit Freuden diese Rahmsteuer bezahlten.

Die Zigeuner

kamen um diese Zeit auch in die Nähe unseres Dorfes und lagerten in einem nahen Wald. Männer, Frauen und Kinder holten im Dorf ihre notwendigsten Lebensbedürfnisse und bezahlten alles bar. Sie bettelten nicht, machten aber Kunststücke, für die sie zwar kein Geld, aber Brot, Eier, Schmalz, Butter, Äpfel, Birnen, Rüben usw. bekamen, womit sie sehr zufrieden waren. Die Bäuerinnen lernten von den Zigeunerfrauen allerlei Mittel, die sie anwenden sollten, wenn eine Kuh keine Milch geben wollte, oder wenn sie, ungeachtet dass sie im Ausrühren kein Achselschmalz sparten, dennoch keine Butter zustande bringen konnte, was den schwarzbraunen Ratgeberinnen auch nicht wenig eintrug.

Ich suchte die Zigeunerbande in ihrem Waldlager auf, wo

sie bei offenem Feuer in einer Waldlichtung kochte und Zigeunerlieder sangen, die ich aber nicht verstand. Bald wurde ich mit dem Zigeunerhauptmann und dessen Frau näher bekannt, die, wie auch viele andere Mitglieder, recht gut deutsch sprachen. Ich lernte von ihnen viele Künste, besonders Pferdekünste. Da ich die Gabe besaß, alle Stimmen täuschend nachzuahmen, und zwar so, dass man glaubte, sie kommen von oben oder unten, seitwärts oder von außerhalb einer verschlossenen Tür, so machte er mich aufmerksam, dass ich, ohne es zu wissen, ein Bauchredner sei, erklärte mir auch, wie das zugehe, und riet mir, mich in dieser seltenen Kunst recht fleißig zu üben, die mir großen Nutzen bringen könne. Auf seinen Wanderungen habe er noch keinen einzigen Bauchredner angetroffen, glaube auch nicht, dass man einen solchen in ganz Deutschland finden könne. Dies ließ ich mir nicht zweimal gesagt sein, und übte mich täglich im Wald ganz allein, damit niemand etwas davon erfahre. Der Hauptmann, der gewiss auch ein Bauchredner war, obgleich er es verschwieg, lobte meine großen Fortschritte in dieser Kunst, und machte mich auf manches in derselben aufmerksam, wodurch meine Vermutung bestätigt wurde. Aus Dankbarkeit zeigte ich ihm, wo im Wald die meisten Hirsche, Rehböcke und Hasen zu finden seien. Es gab darin Wild in unglaublicher Menge, und wenn die Zigeuner auch noch so viele zusammenfinden und verspeisten, so war alles nur ein kühler Tau gegen die Verheerungen, welche das Wild auf den Äckern der Bauern anrichtete, für die sie von den vornehmen Jagdbesitzern auf Burgen und Schlössern zwar keine Entschädigung, aber infolge des Verlangens einer solchen Prügel genug erhalten konnten. Ich machte mir also gar kein Gewis-

sen daraus, zur möglichsten Vertilgung des Wildes tätigst mitzuwirken, und in einem weiten Sack, den ich immer um meinen Leib gerollt trug, der Mutter fast täglich einen feisten Hasen heimzubringen und ihr ängstliches Gewissen durch Hinweisung auf den dadurch den Fruchtfeldern der Dorfbauern geleisteten Schutz zu beruhigen.

Die Jagdbesitzer merkten gar wohl, dass die Zigeuner unter dem Wild herumwirtschafteten, ja sie überraschten dieselben sogar nicht selten bei der Wildbretmahlzeit, ohne dass sie auch nur ein Wort deshalb zu sagen wagten, aus Furcht, dass ihnen die Zigeuner ihre Pferde, ihr Rindvieh und ihre Schafe verhexen könnten.

Als der Hauptmann die Art meiner Vogelfängerei sah, lachte er mich aus, und sagte: »Das wäre mir viel zu langweilig und ungewiss. Ich stelle mich nur unter irgendeinen Baum und eine Vogelfalle mit offenem Türlein auf 4 Schritte vor mir hin. Dann lasse ich mir Vögel nach Belieben kommen, denn ich habe für jede Vogelgattung einen eigenen Vogelruf. Gib Acht! Welchen Vogel soll ich kommen lassen?«

»Eine Amsel.«

Er zog aus einer kleinen Schachtel einen Vogelruf, pfiß auf demselben, und in wenigen Augenblicken flogen 5 Amseln herbei, die richtig in eine von ihm hingestellte Vogelfalle hineingingen. Er schenkte mir die 5 Amseln und gab mir Unterricht in der Anfertigung aller dieser Vogelrufe aus Baumblättern, Pergamentschnitten, Bast, Stroh und Zwirn. Er lehrte mich auch, Gänse, Enten, zahme und Wildenten mit dem geeigneten Köder mit der Angel aus dem Wasser fischen, eine Salbe machen, mit der ich nur den nackten Arm zu bestreichen brauche, um die Fische im

See, Teich oder Bache mit der Hand des hineingesteckten Armes herauszufangen. Als ich dies alles gelernt hatte, hielt ich mich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Als die Zigeuner nach 6 Wochen mit Sang und Klang wieder fortzogen, begleitete ich sie eine Stunde weit, und weinte bei dem Abschied bitterlich. Aus Liebe zu meiner Mutter blieb ich zurück. Außerdem wäre ich mitgegangen und auch ein Zigeuner geworden, und hätte mich als geschickter Färber sehr leicht in einen nussbraunen Zigeuner verwandeln können.

Pamfili im Kloster

Der Pater Bernhard im nahen Kloster Gottsgnad war der Beichtvater meiner Mutter. Auf ihre Bitte und seine Verwendung wurde ich im Kloster zu allen für mein Alter passenden dienstlichen Verrichtungen aufgenommen und hatte das beste Essen und Trinken ja so viel, dass ich es gar nicht hinunterzwingen, sondern den großen Überrest täglich abends meiner guten Mutter in einem Weidenkorb bringen konnte. Im Sommer morgens 6 Uhr, im Winter erst um 9 Uhr, ging ich ins Kloster und nach dem Abendessen im Kloster wieder heim.

Ich war jetzt 10 Jahre alt, lernte im Kloster bald Lesen, Schreiben und Rechnen, und galt viel bei dem hochwürdigen Herrn Prälaten wegen meines Fleißes, meiner Pünktlichkeit und guten Aufführung. Bald brachte ich es auch dahin, dass ich in der Kirche ministrieren konnte. Wenn ein Hochamt oder Gottesdienst mit Opfer war, in welches die

reichen Bauern und Bäuerinnen oft viel einlegten, durfte oder vielmehr musste ich am Ende der heiligen Handlung die volle Opferschüssel durch den schmalen Gang hinter dem Choraltar in die Sakristei tragen, vergaß aber niemals, da ich mir damals eben eine Münzensammlung anlegte, einige alte Groschen davon in meine Tasche zu stecken, von denen ich aber meiner Mutter nichts sagte, weil ich sie zu Hause heimlich verbergen wollte, um mit der Zeit zur Wanderung in die weite Welt einen rechtschaffenen Zehrpfenning zu haben, ohne meiner armen Mutter darum kommen zu dürfen.

Das war gewiss ein Beweis meiner kindlichen Liebe.

Der alte Gärtner war ein mürrischer Kauz, dem ich nie genug arbeitete. Da ich zum Umgraben noch nicht die nötige Kraft hatte, musste ich Unkraut jäten in einem Gemüsegarten, der anderthalb Tagwerk groß war, sodass ich oft glaubte, vor lauter Bücken müsse mir das Rückgrat abbrechen. Dabei verdross mich sein abscheulicher Geiz. Er vergönnte mir keinen einzigen Rettich. Ich sann auf Rache. Während er bei der Kellerei Bier soff, zog ich Rettiche, die das stärkste Kraut hatten, dutzendweise aus der Erde, schnitt sie in der Mitte rund halb auseinander und setzte sie wieder ein, den oberen Teil auf den unteren. So gewichtige Rettiche mit starkem Kraut müssen mit großer Kraft aus der Erde gezogen werden. Dies tat der alte Gärtner allabendlich zur klösterlichen Herrentafel. Ich passte auf, als er den Ersten von diesen Rettichen herauszuziehen sich anschickte.

Er bog die Knie, stemmte die Füße fest in den Boden und fasste das breite Kraut mit beiden Händen. Als er fest anzog und das Kraut samt der oberen Hälfte des Rettichs schnell in seinen Händen blieb, schnappte er rückwärts

über und fiel der Länge nach zu Boden.

Mühsam krabbelte er empor, suchte im Loch die andere Hälfte des Rettichs, hielt mir, der ich in seiner Nähe Unkraut jätete, die beiden Hälften hin und fragte mich mit einem grimmigen Blick: »Pamfili, was soll das bedeuten?«

Vermutlich hatte er einen kleinen Verdacht auf mich.

Nachdem ich den durchschnittenen Rettich aufmerksam betrachtet hatte, antwortete ich mit ganz gleichgültigem Gesicht und ohne mir etwas anmerken zu lassen: »Ah, das kenne ich schon! Hab's von den Zigeunern erfahren, die erst kürzlich oft zu uns ins Dorf kamen.«

»Nun, und was noch?«

»Ein Schwertfisch muss es mit seinem Schwert getan und den Rettich durchschnitten haben.«

»Wie kann ein Fisch unter der Erde sich aufhalten, der nur im Wasser leben kann?«

»Wer sagt dies? Ich habe erst gestern vom hochwürdigen Herrn Pater Ignatius gehört, dass es Fische gibt, die im Wasser und auf dem Land leben können. Dass der Schwertfisch den Rettich durchschnitten hat, begreife ich leicht, und er hat dies vermutlich noch mehreren Rettichen angetan. Aber dass er den Rettich nicht auch gefressen hat, das wundert mich. Es müsste nur sein, dass er kein Liebhaber von Rettichen ist, die nicht eingesalzen sind. An Eurer Stelle würde ich diese zwei halben Rettiche dem Pater Ignatius bringen und ihn um seine Meinung fragen, da er ein gelehrter Kenner der Natur ist.

Dies tat aber der alte Gärtner wohlweislich nicht, um nicht etwa ausgelacht zu werden. Vielleicht fiel sein Verdacht auf einen ihm feindlich gesinnten Klosterknecht. Aber so oft er noch einen solchen Pamfili-Rettich aus der

Erde herausziehen wollte, machte er immer stets richtig einen Purzelbaum, was ihn immer gewaltig ärgerte. So oft er einen großen Rettich herausziehen wollte, wurde ihm stets Angst und Bange, ob ihm nicht schon der Schwertfisch zugekommen sei, der vielleicht ihn selbst noch für einen großen Rettich halten und mitten entzwei schneiden könnte.

Um einen lästigen Zeugen seiner unfreiwilligen Purzelbäume vom Halse zu schaffen, zeigte er dem Gartenpater an, dass er jetzt meines Beistandes im Garten nicht mehr bedürfe.

Nun wurde ich dem Fischer zur Aushilfe überlassen, denn das Kloster hatte einen fischreichen See, und ich die beste Gelegenheit zur Übung in den von dem Zigeunerhauptmann erlernten Fischfangkünsten. Wenn wir, ich und der Fischer, mit der Abenddämmerung vom See heimfuhren, sagte der Fischer Paul immer zu mir: »Bring die Netze samt dem Kahn in die Schiffhütte, wasche dich dann und geh heim!«

Mein mit dem ersparten Essen halb gefüllter Weidenkorb stand schon immer in dieser Hütte bereit, wofür ich treulich sorgte, so oft wir auf den Fischfang ausfuhren. Weil aber in meinem Korb stets auch noch Platz war für ein paar 2 bis 3-pfündige Karpfen oder Hechte, die ich sehr gerne aß, blau gesotten oder gebraten, so schmierte ich beim Waschen immer meinen rechten Arm mit der Zigeunersalbe ein, streckte ihn ins Wasser und zog nach wenigen Augenblicken die gewünschten Fische heraus.

Als absonderlicher Freund vom Geflügel fing ich in heimlichen Legangeln im dichten Uferschilf viele zahme und wilde Enten, die da herumschwammen. Die gebratenen

wilden Enten kamen mir gar nicht mehr wild vor, sondern sehr mild und appetitlich.

Eines Morgens schickte mich der Küchenmeister mit dem Mittagsspeisezettel zum hochwürdigen Herrn Prälaten, bei dem eben der Klosterjäger Vincenz war, zu dem ich den Prälaten sagen hörte: »Heute früh stand ich am Fenster und hörte eine Nachtigall schlagen. Wenn du sie mir verschaffen kannst, schenke ich dir einen Taler. Ich glaube, dass sie sich im Wald da drüben aufhält.«

»Nichts leichter als dies«, erwiderte Vincenz, »wenn sie nicht weit aus schon auf und davon geflogen ist. Mit meinem Schlaghäusl fang ich sie wohl in längstens 3 bis 4 Tagen.«

Das kam mir ganz erwünscht. Vom Prälaten weg eilte ich mit meinem Nachtigallenruf in den Wald hinaus, fing zwei Nachtigallen, Männchen und Weibchen, und brachte sie dem höchst erstaunten Prälaten, der mir voll Freude gleich 2 Taler schenkte und lachend äußerte: »Sag dem Vincenz nichts von diesem Geld, weil er dich sonst deshalb durchprügeln würde, dass du ihm diesen Fang weggeschnappt hast. Für seinen guten Willen aber werde ich ihm einen Taler schenken.«

Von nun an war ich auch prälatischer Vogelfänger und brachte dem Prälaten alle Arten von Vögeln, die er wünschte, erhielt auch immer Geld dafür, wenn auch nicht talerweise.

Mein Vater war schon lange zuvor gestorben, ehe ich in das Kloster kam, in dessen Bibliothek ich, als ich 13 Jahre alt war, die schriftliche Sammlung aller seiner Abenteuer fand, die ich für mich abschreiben durfte. Als ich damit fertig war, riet mir der Prälat, nachdem er zuvor auch mit

meiner Mutter darüber gesprochen hatte, nun ein ehrliches Handwerk zu erlernen, um mich in der Welt gleich fortbringen zu

können, und erlaubte mir, täglich in der arbeitsfreien Mittagsstunde im Kloster das Essen für die Mutter und mich holen zu dürfen, was ich auch niemals zu tun vergaß.

Pamfili als Schneider und Schuster

Da der Herr Prälat das Lehrgeld für mich bezahlte, so nahm mich der Dorfschneider recht gern als Lehrjungen auf und begann den Unterricht sogleich damit, dass ich das Kindsmensch der faulen Meisterin machen, ihr Kind, von dem ich noch heute nicht weiß, ob es ein rechtes Kind oder ein Wechselbalg oder gar ein Affe war, waschen, wiegen und herumtragen musste. Das war mir schon zu dumm, dauerte aber Gottlob nicht lange, denn es starb bald an einer kuriosen Krankheit, an schwarzem Schusterpechmus, denn gerade so sah das aus dem größten Mehl oder Kleiegekochte Mus für den kleinen Meck-Meck-Sprössling aus, der in die Schar der himmlischen Engel aufgenommen wurde, wenn ihn der heilige Petrus ohne mitgebrachten Tauschein durch die Himmelpforte einzulassen sich getraut hat.

Da kein anderer Bamsen mehr im Haus war, konnte ich aufhören, das Kindsmensch zu machen und zu schneidern anfangen. Im Nähen hatte ich mir schon bei dem Sack Brot, von dem ich weiter oben erzählte, einige Vorkenntnisse erworben, und so war es mir ein Leichtes, alles überwind-

lings zusammenzunähen, so fest ich nur konnte. Und dennoch ging dieser Rat immer wieder auf, wenn der Meister mir das zusammengenähte Zeug ein paar Mal ums Maul geschlagen hatte, was mich natürlich nicht wenig verdross, und mich nachdenklich machte, durch welchen Streich ich es dahin bringen könnte, auf eine manierliche Weise davongejagt oder hinausgeworfen zu werden, ohne wie ein nichtsnutziger Lehrbube davonzulaufen.

Ich aß bei meiner Mutter die gute Klosterkost, brauchte also nicht die schneiderische Schweinskost hinunterzuwürgen und daran mein Lebenslicht auszublasen, wodurch ich verhindert gewesen wäre, zu erleben, was ich erlebt habe, und dies meinen geneigten Lesern zu erzählen. Eines Mittags, als ich eben fortgehen wollte, hatte die Meisterin die gewöhnliche Kost bereits aufgetragen, da der Meister, der zu einem Kunden gegangen war, jeden Augenblick heimkommen musste.

»Ihr könntet wohl Eure Schüssel schonen und Eure Kost im Schweinstrog auf den Tisch stellen, Meisterin!«, sagte ich, lachend fortgehend, während sie mir nachbrummte, wie eine alte, zersprungene Bassgeige.

Ich weiß nicht, ob sie dem Meister etwas davon sagte, wenigstens ließ er sich nichts davon anmerken, als ich nach Tisch wieder in die Werkstätte kam.

»Höre, Pamfili«, rief er mir zu, »ich gehe jetzt mit der Meisterin ins Wirtshaus, wo eine benachbarte Freundschaft von uns angekommen ist, und wir werden vor Abend nicht heimkehren. Da hast du ein altes zerrissenes Wams vom Klauselbauer. Regiere unterdessen recht tüchtig die Stange, damit du so viel wie möglich zusammenbringst!«

Beide gingen fort.

Der Meister hatte mir noch nie gesagt, dass man eine Schneidernadel eine Stange heiße, aber ich ihn öfters dies zu der Meisterin sagen hören.

»Weib, heute will ich mich fleißig umtun mit der Stange«, worauf er sogleich die Nähnel ergriff. Nun hatte ich die gewünschte Gelegenheit zur Rache, indem ich seinen Auftrag wörtlich ausführte. Ich zog also mühsam eine Stange aus dem hohen Stangenzaun und stieß alles, was nicht niet- und nagelfest war, in die Mitte der Kammer. Da Fensterscheiben sehr nachgiebig sind, so flogen auch die schon längst erstickten zwei einzigen Scheiben des Kreuzstockes in das Krautgärtlein hinaus.

Die heimgekommenen schneiderischen Eheleute waren bei diesem Anblick wie niedergedonnert. Ich saß auf der Ofenbank, ganz erschöpft von Anstrengung und wischte mir mit einem Paar frisch gewaschenen Strümpfen der Meisterin den Schweiß von der Stirn.

»Verdammt Pamfili, was hast du da getan?«, schrie der Meister, schnaubend vor Zorn.

»Was ihr mir befohlen habt; die Stange recht tüchtig regiert, und damit so viel wie möglich zusammengebracht.«

»Heilloser Halunke!«

Der Meister eilte zur Tür, neben welcher ein aus Stricken geflochtener Heimtreiber hing, mit welchem er nicht selten sein hartes Weib erweichte, und nun auch mich trischacken wollte. Allein ich war schon zum Fenster hinausgesprungen, bevor er sich nur umkehrte.

Mit der Schneiderei war es also aus, und ich kam jetzt zur Schusterei.

Der Meister, ein hochmütiger Pechpatzen, der sich einbildete, die G'scheitheit aus Wasserzubern gesoffen zu haben,

schaute mich bei meinem Eintritt von oben bis unten an, als hätte er mich noch gar nie Äpfel in seinem Garten stehlen sehen, und sagte: »Ich sehe nichts davon, dass in dir das Talent zu einem Schuster steckt, wie er sein soll. Ein rechter Schuster muss nicht immer bei der alten Hacke stehen bleiben, sondern auch Neues erfinden können. Aber ich will dich doch probieren. Da hast du ein Paar Bauernstiefel. Schlag die Nägel ein, bis ich heimkomme. Ich habe noch einen Gang zu machen.«

Um mein Erfindungstalent zu zeigen, suchte ich lange starke Nägel und schlug sie verkehrt in den Stiefel, nämlich von inwendig heraus, anstatt von außen hinein, sodass die Stiefelsohle sehr viel einem Igel gleich aussah.

»Ja, was hast du da getrieben?«, rief der Meister nach seiner Heimkehr.

»Erfindung, Meister! Da könnt ihr sehen, dass ich ein großes Talent zur Schusterei habe und mit der Zeit ein berühmter Schuster werden kann. Das taugt nichts, dass die Spitzen der Nägel in das Leder hineinsehen, worin sie vor Finsternis blind werden müssen. Jetzt aber schauen sie heraus und nutzen dem Bauer, dass er im Winter beim Glatt-eis oder wenn er im Wirtshaus zu viel aufgeladen hat, nicht auf den Boden fällt, und nicht Hals und Bein bricht. Aber sagt unserem Bader nichts davon, damit er mich nicht aus Furcht prügelt, dass ihm durch meine neue Erfindung die Einnahme für die Kur eines gebrochenen Armes oder Fußes entgehen könnte!«

Der Pechpatzen wurde vor Zorn im Gesicht rot wie ein Pippstückl, dem man ein rotes Tuch zeigt, und bückte sich, um mir ein Paar neue Stiefel anzumessen mit dem ... Knie-riemen. Aber als er sich umsah, war ich schon durch die

Tür verschwunden.

Auf diese Art ging auch meine kurz gefasste Schusterei zu Ende.

In die weite Welt

wollte ich nun wandern, da ich bereits 18 Jahre alt war, und zum Erlernen eines anderen Handwerkes durchaus keine Lust mehr hatte. Der Herr Prälat war damit einverstanden, da ich bei meinem aufgeweckten Kopf doch irgendwo noch unverhofft mein Glück würde machen können. Er schenkte mir 4 Taler Reisegeld und gab mir mehr als hundert gute Lehren. Ebenso viele Extragroschen Reifegeldzulage wären mir noch lieber gewesen. Er sagte mir auch gutherzig, dass ich, wenn es mir in der Welt nicht gut gehe, ich nur wieder ins Kloster zu ihm kommen sollte, wo ich gewiss freundlich aufgenommen werde. Meine Mutter dürfe auch ferner die tägliche Kost im Kloster holen. Übrigens solle ich ja nicht vergessen, mir alle meine Stückeln fleißig zu merken, und die Sammlung, welche ich am Ende meiner Reise im Kloster davon machen würde, niemand anderen zu geben als ihm, da er sie gewiss besser bezahlen werde als irgendein Fürst.

Das gab mir eine prächtige Aussicht für eine gute Zukunft. Ich steckte mein Erspartes zu mir und nahm von meiner guten Mutter nichts weiter an als einen Abschiedskuss und den mütterlichen Segen, rollte meinen Brotsack um den Leib, hängte eine Reisetasche oder Wanderränzel mit Wäsche und Schuhen, die aber nicht nach meiner neu-

en Erfindung, sondern nach der alten Mode genagelt waren, über meine Schultern, setzte eine lederne Kappe auf, ergriff meinen frisch abgeschnittenen Wanderstab und schritt zum Dorf hinaus.

An den Häusern vorübergehend grüßte ich freundlich und vernahm allerlei Lobsprüche, welche die auffallendste Ähnlichkeit mit den beleidigendsten Grobheiten hatten. Am meisten ärgerten mich der Schneider und der Schuster, bei denen ich ihre Handwerke beinahe gelernt hätte, die, herausgeputzt wie Palmesel, hinter mir auf der Landstraße in einem Wägerl dahergefahren kamen.

Als sie fast bei mir waren, hörte ich den Schneider schimpfen: »Gottlob, dass wir den Taugenichts vom Dorf wegbringen!«

Und der Schuster erfrechte sich zu sagen: »Hoffentlich wird dieser Lump nicht ungehenkt zurückkommen!«

Dann drehten die beiden Helden ihre Kürbisköpfe um und lachten mir höhnisch ins Gesicht.

Ich aber schwieg, und schwur ihnen Rache, die ich an ihnen durch einen seltsamen Zufall noch am nämlichen Tag nehmen konnte.

Nach einem zweistündigen Marsch sah ich auf hundert Schritte ein schönes großes Dorf vor mir und hörte Spielleute aufmachen. Eine Bauersfrau kam des Weges, die ich fragte, was denn dies zu bedeuten habe.

»Die Schneider und Schuster weit umher«, antwortete sie, »halten im Wirtshaus einen Jahrtag.«

Da ich Hunger und Durst hatte, was mir recht oft passierte, so ging ich auf das Wirtshaus zu, vor welchem ich unter allerlei Fuhrwerk auch das Wägerl meiner zwei vormaligen kurzen Meister, des Schneiders und Schusters, stehen sah.

Holla, dachte ich mir, die sind mir gerade zur rechten Zeit ins Garn gegangen!

Unter der Haustür stand der Wirt mit einem sehr vernünftigen Gesicht, indem er wahrscheinlich sich darüber freute, dass an diesem Tag in seinem Hause nicht nur Hühner, Enten und Gänse, sondern auch alle seine Gäste gerupft würden. Er grüßte mich freundlich mit einer Bassstimme, die mich wieder an unseren Blaßl vor vielen Jahren erinnerte. Als ich einen Krug Bier verlangte, wurde ich in eine Kammer neben der großen Wirtsstube gewiesen, in welcher die zum Fest gehörigen Gäste schon bei Tisch saßen und sich mit Leber- und G'selchtfleischknödeln beschäftigten, was ich durch das kleine Fenster an der Kammertür deutlich sehen konnte. Die andere, offenstehende Tür, durch welche ich, von den Gästen ungesehen, in die Kammer gewiesen worden war, führte in die Küche, wo die Köchin alle Hände voll zu tun hatte, während die Wirtin in der Stube die Gäste bediente. Ich ging in die Küche und schaute der Köchin zu, wie sie eben zwei gebratene Spanferkel vom Bratspieß zog und in eine große zinnerne Schüssel legte, die am Fenster auf der Anrichte stand, oberhalb welcher an der Decke ein viereckiges Loch angebracht war, um die Wärme aus der Küche in die Schlafkammer des Wirtes und der Wirtin hinaufzuleiten.

»Gelt, Landsmann«, sagte die Köchin zu mir, »diese zwei Spanferkel sind sehr schön gebraten, und ein saftiger Fraß.«

»Das ist wahr«, erwiderte ich, »und macht der Jungfer Köchin alle Ehre. Aber ich kann die gebratenen Spanferkel nicht ausstehen, weil sie mir wie gebratene neugeborene Kinder vorkommen, und die Haut, die etwas extra Gutes sein soll, wie ein brandiges Fußg'schwür, pfui Teufel!«

Die Köchin lachte und sagte: »Seid doch still, sonst muss ich vor Ekel speien.«

»Zwei Spanferkel sind aber wenig für so viele Gäste.«

»Sie gehören nur für den Herrn Schlossverwalter und seine drei mitgebrachten Freunde, die auch drin am Tisch sitzen.«

Da rief der Wirt durch das Loch an der Decke mit seiner Bassstimme herab: »Ursel, schick mir noch einen Krug Met herauf. Das Fass steht im Keller unten, ganz hinten. Nimm ein Licht mit, sonst kannst du's nicht finden!«

»Wer ist denn da oben? Jungfer Köchin?«

»Der Wirt.«

»Was tut er denn?«

»Er macht Wein für die Gäste.«

»Ah so!«

Ursel lief fort. Schnell zog ich mein Messer, trennte in größter Eile von den beiden Spanferkeln die Haut ab und wickelte sie in ein Hemd aus meinem Ränzel, in welches ich meinen guten Fang, meine Leibspeise, versteckte.

Die Köchin kam bald zurück und erschrak, als sie die hautlosen Spanferkel sah. Ich saß in der Kammer ganz ruhig, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in beiden Händen.

»War niemand in der Küche?«, fragte sie mich.

Ganz langweilig antwortete ich: »Nur zwei Männer, die aus der Stube kamen, und, wie ich von meinem Stuhl aus bemerkte, die beiden Spanferkel betrachtet und gelobt haben.« Mit diesen Worten trat ich zu ihr in die Küche. »Ein sauberes Betrachten und Loben! Da schaut her! Die Haut von beiden Spanferkeln haben sie gestohlen und gefressen!«

»Das sind genäschige dumme Diebe, denn pfißige Diebe hätten die Spanferkel gestohlen, und die Haut vollkommen stehen lassen, ohne sie nur anzurühren.«

In diesem Augenblick trat die Wirtin in die Küche, um Rindfleischstücke zu schneiden und hörte von der Ursel das Spanferkelunglück. Sie war ganz wütend und warf während der Erzählung argwöhnische Blicke auf mich. Allein ich machte ein so unschuldiges Simpelgesicht, dass sie mich nicht mehr für den Spanferkelhautdieb hielt, sondern nur wehmütig ausrief: »Ich gebe was drum, wenn ich nur wüsste, wer es getan hat.«

Da hörten wir alle drei durch das Loch an der Decke die Basstimmworte: »Der Meister Schneider und der Meister Schuster von Laubheim haben es getan. Ich hab ihnen zugesehen, wollte aber nichts sagen.«

Diese täuschend nachgeahmte Stimme des Wirtes kam von mir. Ich hatte als gewandter Bauchredner geantwortet.

Nun stürzte die Wirtin wie eine Furie in die Stube der Gäste, hinter ihr die Ursel, und schimpfte den Schneider und Schuster von Laubheim als Spanferkelhautdiebe aus Leibeskräften, behauptend, dass der Wirt es durch ein Loch in der Küchendecke selbst gesehen und dies gesagt habe.

Der Schneider und der Schuster waren wie aus den Wolken gefallen.

»Der verlogene Wirt soll kommen und es uns ins Gesicht behaupten!«, schrie der Schneider.

Und der Schuster setzte hinzu: »Und soll sein miserables Weib tüchtig durchprügeln!«

Da war Feuer im Dach bei den übrigen Gästen, die es nicht dulden wollten, dass man mit den Wirtsleuten so infam umgehe, bevor die Sache untersucht sei. Ein Gast ging

in die Schlafkammer des Wirtes hinauf, wo er nach der Aussage der Wirtin sein sollte. Er fand aber die Tür verschlossen, weil der Wirt sie inwendig verriegelt hatte, um nicht bei seiner Weinmacherei erwischt zu werden. Deshalb gab er auch kein Lebenszeichen von sich.

Inzwischen waren der Lärm und das Schimpfen in der Stube immer ärger geworden. Ursel holte den Hausknecht und den Ochsenknecht, die bald kamen, jeder mit einem Ochsenziemer in der Hand, mit denen sie zuerst den vermeintlichen Hautdieben ihr G'wandl gleich am Leib tüchtig ausklopften und sie dann zum Haustor hinauswarfen, dass der Straßenstaub in die Höhe flog. Meinen Krug Bier hatte ich bereits bezahlt und ging in dem Augenblick fort, da die beiden Meister, denen alle Knochen am Leibe wehtaten, noch auf dem Boden lagen, zu denen ich so höhnisch als möglich sagte: »Meister, kommt gut nach Hause, und grüßt mir meine Mutter vielmals, wenn ihr dieser Tage einmal vorüberwackelt!«

»Schuft, dich soll der Teufel holen!«, schimpfte und fluchte der Schuster.

Und der Schneider schrie: »Das hast du uns eingebrockt, Halunke!«

»Dafür seid ihr mir Dank schuldig, wenn ich euch dies eingebrockt habe, denn eine leere Suppe schmeckt nicht gut.« Und somit ging ich lachend von dannen.

Als ich nach vielen Jahren wieder in diesem Wirtshaus einkehrte, erfuhr ich, dass damals zwei andere Spanferkel gebraten wurden, deren Haut niemand stahl, und dass der Wirt behauptete, er habe nicht durch das Deckenloch gesprochen, sondern durch das Austrinken einer Flasche starken feurigen Weines, vermutlich eines anderen, als den er

selbst machte, betäubt auf dem Bett gelegen und sohin das Klopfen des Gastes nicht hören können. Die ganze Jahrtagesgesellschaft stimmte also der Meinung des Schlossverwalters bei, der so gelehrt war, das Gras wachsen zu hören, dass ein unsichtbar durchreisender Kobold diesen ärgerlichen Possen müsse gespielt haben.

Seelenvergnügt über das Gelingen meines Kunststückes und über die von mir meinen ehemaligen groben Meistern eingebrachte nahrhafte Prügelsuppe ging ich meines Weges mit dem Wunsch, bald wieder ein Abenteuer bestehen zu können.

Dieser Wunsch wurde erfüllt, als ich kaum eine Stunde weit fortgegangen war.

Die Rettung

Durch ganze Wolken aussteigenden Staubes sah ich von Weitem, von der Sonne beleuchtet, einen prächtigen Wagen gleichsam fliegen. Da ich auf dem Bock keinen Kutscher erblickte, merkte ich gleich, dass die beiden stattlichen Pferde, die an den Wagen gespannt waren, mit diesem durchgingen.

Schnell warf ich Kappe und Ränzchen hinter mich und stellte mich mit quer hingestrecktem Stock den Pferden entgegen, die schon ganz nahe herankamen. Im Wagen saßen zwei, wie mir schien, sehr vornehme Herren, welche aufstanden, als wollten sie aus dem Wagen springen.

»Sitzen bleiben!«, schrie ich ihnen zu.

Die Pferde stutzten bei dem Anblicke meines Stockes,

welchen ich benutzte, um die Zügel des Sattelpferdes zu fassen.

»Wird nichts helfen«, rief mir der ältere Herr zu. »Die Pferde haben die Stange auf die Zähne genommen und sind so durchgegangen. Der Kutscher und mein Jäger sind auf die Straße gefallen.«

Da ich die Zügel nicht aus den Händen ließ, so schleiften mich die wieder davonrennenden Pferde wohl über hundert Schritte weit auf dem Boden fort. Durch mein beständiges starkes Ziehen am Zügel rutschte die Stange über die Zähne des Sattelpferdes zurück, das nun ruhig stehen blieb. Das Handpferd machte es ebenso. Nun stiegen die beiden Herren aus, und Kutscher und Jäger, die nach und nach heranhinkten und mir Kappe und Ränzchen zustellten, brachten alles wieder in Ordnung.

»Ich bin der Herzog von Assingen«, sagte der ältere Herr zu mir, »und dieser Herr ist mein Schwager, der regierende Herr Graf von Rischer. Mit kühner Entschlossenheit hast du uns beiden das Leben gerettet, wofür wir dir herzlich danken. Auch dein Gewand ist beschädigt worden. Nimm einstweilen diese 12 Goldstücke als Belohnung. Wenn du Lust hast, in meine herzoglichen Dienste zu treten, so melde dich in meiner Residenzstadt Assingen bei mir. Was möchtest du denn werden?«

»Gnädigster Herr Herzog, ich danke untertänigst für das große Geschenk und möchte bei Ihnen nichts lieber werden als ein Hofnarr.«

Die beiden hohen Herren lachten, dass ich meinte, sie würden gar nicht mehr aufhören.

»Hast du aber auch das nötige Talent zu einem Hofnarren?«, fragte mich der Herzog, wieder lachend.

»Haben Sie nie von Till Eulenspiegel etwas gehört, gnädigster Herr?«

»Nicht bloß gehört; er hat mir auch viele lustige Possen gespielt, an die ich mich noch heute mit großem Vergnügen erinnere. Schade, dass er schon gestorben ist!«

»Nun, sehen Sie, gnädigster Herr, ich bin der Sohn, der einzige Sohn des weltberühmten Till Eulenspiegels!«

»Potztausend, du bist sein Sohn?«

»Ja, und heiße Pamfilius Frohmund Eulenspiegel, gehorsamst aufzuwarten.«

»Wahrhaftig, das freut mich recht, und da gewöhnlich der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, so wird wohl der Sohn dem Vater nicht viel nachgeben?«

»Gar nichts, gnädigster Herr, gibt er ihm nach, gar nichts, und mit Respekt zu melden, hofft er ihn sogar noch zu übertreffen.«

»Oho, Pamfili, das will schon etwas sagen. Gib mir eine Probe davon, damit ich sehe, ob du bei mir einen Hofnarren zu machen imstande bist!«

»Befehlt nur, gnädigster Herr, zu welcher Zeit ich dies tun soll!«

»Ich komme jetzt von meinem Jagdschloss und fahre ins Kloster Gottsgnad, um dort den Prälaten zu besuchen, was ich ihm schon lange versprochen habe.«

»Ah, dieser hochwürdige Herr Prälat war und ist noch immer der hohe Gönner von mir und meiner Mutter. Grüßen Sie ihn schönsten von mir, wenn ich bitten darf!«

»Recht gerne«, erwiderte der Herr Herzog lachend. »So, deine Mutter lebt noch?«

»Ich frisch und gesund, im Dorf Laubheim, wo ich geboren bin, nur eine halbe Stunde weit weg vom Kloster

Gottsgnad.«

»Von was lebt sie denn?«

»Vom Kostholen im Kloster.«

»Nun, da bringt sie sich ja recht wohlfeil fort.«

»Gewiss. Ich wüsste ihr auch keine wohlfeilere Kost, als diese, die gar nichts kostet.«

Der Herzog lachte. »Hast recht, Pamfili! Nun höre! Geh jetzt in meine Residenzstadt Assingen. In anderthalb Stunden kannst du hinkommen, und erzähle dort dem Bürgermeister, dass du mich und meinen Herrn Schwager gerettet hast, und dass ich am nächsten Sonntag abends halb sechs dort wieder ankommen werde. Ohne Zweifel beraten die Magistratsräte gleich die Empfangsfeierlichkeiten, welche Gelegenheit du benutzen kannst, in meiner Gegenwart eine Probe deines Talents zu zeigen, bei mir den Hofnarren machen zu können.«

»Soll geschehen, ganz gewiss, verlasst Euch darauf, gnädigster Herr Herzog!«

»Lebe wohl, Pamfili! Auf Wiedersehen!«

Der Herzog rollte in seinem Wagen fort, und ich fuhr in meinem angeborenen Fuhrwerk davon, dessen Räder im Leibe um und umgehen.

Pamfili als Herold

Dem Bürgermeister von Assingen meldete ich die mir gelungene Rettung des Herzogs, seine Ankunft am nächsten Sonntag, und dass ich am herzoglichen Hof einen guten Dienst erhalten werde, worüber er eine große Freude äü-

ßerte und mich bat, bis zur Ankunft des Herzogs in seinem Haus zu wohnen bei freier Verpflegung, welche Einladung ich bereitwillig annahm, weil mir Essen und Trinken niemals besser schmeckte, wenn es nichts kostete. Vermutlich bewog ihn zu dieser gastfreundlichen Einladung die Hoffnung, an mir einen Freund am Hofe zu erhalten. Da ich von ihm hörte, dass am anderen Tage ein magistratischer reitender Bote mit der halbjährigen städtischen Gilt nach Kloster Gottsgnad abgehen würde, so bat ich den Bürgermeister, in seinem Namen dem Boten einen Brief von mir zur Ablieferung an meine Mutter in Laubheim mitzugeben, was er mir recht gerne bewilligte. Ich schrieb also diesen Brief und legte die vom Herzog erhaltenen Goldstücke bei.

Gleich darauf ließ der Bürgermeister austrommeln, und auf sein Ersuchen ging ich mit dem Trommler, um in den paar Straßen der Stadt zu verkünden, was dieses Trommeln zu bedeuten habe.

So oft das Trommeln aufhörte, verkündete ich mit lauter Stimme: »Edle Bewohner der herzoglichen Residenzstadt Assingen! Am Sonntag wird der gnädigste Herr Herzog hierher zurückkommen und feierlich empfangen werden. Der hochlöbliche Magistrat verordnet schon, dass alle Hausbewohner ihre Häuser festlich schmücken durch Aushängen von Teppichen, frisch gewaschenen Leintüchern, neuen Wämsern, Blumenkränzen, Kochtöpfen und andern festlichen Zierden, und wer gar nichts zum Aushängen hat, dem steht es frei, wenn er Lust hat, sich selbst oder andere Familienglieder zu den Fenstern hinauszuhängen!«

Überall entstand ein allgemeines Gelächter, und viele fragten mich, wie sie es machen sollten, wozu ich ihnen den besten Rat gab. Als diese Verkündung dem Bürger-

meister zu Ohren kam, stellte er mich darüber zur Rede, und meinte, ich habe etwas recht Unschickliches getan, was der Herzog sehr übel aufnehmen werde.

»Gerade umgekehrt, Herr Bürgermeister«, erwiderte ich. »Der Herr Herzog, der reiche Verzierungen schon bis zum Überdruß gesehen hat, wird durch einen Spaß, den ich selbst werde ausführen helfen, in die heiterste Stimmung versetzt werden.«

Während der Bürgermeister mit 6 Magistratsräten hinter einer verschlossenen Tür eine Beratschlagung über die Anrede hielt, mit welcher er den Herzog in einiger Entfernung von der Stadt feierlich empfangen wolle, ging ich von Haus zu Haus und unterrichtete die Leute, auf welche sinnreiche Art sie ihre Fenster verzieren sollten. Das viele Gehen und Reden hatte mir Hunger und Durst gemacht, und ich fragte eine alte Bürgersfrau, in welchem Wirtshaus der beste Wein zu haben sei.

Pamfili als Schatzgräber

»Im Wirtshaus zum goldenen Drachen da draußen vor dem Tor, kaum 100 Schritte weit weg von der Stadt. Der Wirt ist eigentlich selbst der goldene Drache, ein 60-jähriger steinreicher, aber erschrecklich geldgieriger Witwer, der eine schöne und brave Tochter hat, welche Rosine heißt, sein einziges Kind, und die er an einen grundhässlichen Müller von 70 Jahren verheiraten will, den sie aber nicht mag, weil ein Jäger des Herzogs ihr Herzallerliebster ist. Ihr Vater ist schon acht Tage lang auf dem Land, um Ochsen zu kaufen.

Heute Abend kommt er zurück, wie er meinem Alten, der ein Fuhrmann ist, gestern in einem Dorf, wo beide übernachteten, gesagt hat.«

Dies war mehr, als ich zu erfahren hoffte, und taugte mir zu einem Plan, der sogleich in meinem Kopf fertig war. Ich ging nun geraden Weges in das Wirtshaus zum goldenen Drachen. Als ich in die Wirtsstube trat, küsste eben ein herzoglicher Jäger die Rosine, die erschrocken zurücktrat.

»So, so, Jungfer Rosine«, sagte ich lachend und mit dem Finger drohend, »wenn dies euer bildschöner Bräutigam, der reiche Müller, oder euer geldgieriger Vater gesehen hätte, der heute zurückkehrt!« Beide waren bestürzt, dass ich dieses Verhältnis wusste, und Rosine eilte in den Keller, um mir den bestellten Krug Wein vom Besten zu bringen. »Was bin ich schuldig?«

»Nichts, damit ihr uns nicht verratet.«

»Dies hätte ich ohnehin nicht getan.«

Ich schaute beide eine Zeit lang schweigend mit ernsthaftem Gesicht an und fragte: »Was gebt Ihr mir, Jungfer Rosine, wenn ich es dahin bringe, dass Ihr in 4 Wochen die Frau dieses Herrn Jägers sein werdet?«

»Hundert Taler von meinem 2000 Taler betragenden mütterlichen Vermögen, das mir mein Vater an meinem Hochzeitstag ausbezahlen muss. Aber es ist unmöglich, dass Euch dies gelingt.«

»Das wird sich zeigen. Ich komme heute wieder, wenn Euer Vater da ist. Tut dann, als ob Ihr mich gar nicht kennt!«

Wir sprachen noch allerlei, und ich ging, als ich ausge-trunken hatte, kam jedoch abends wieder, als ich, in einem nahen Gebüsch lauschend, den Wirt heimkehren sah. Bald

darauf trat ich in die Wirtsstube, wo der Wirt sich eben auszog, und verlangte einen Krug vom besten Wein und ein gebratenes Hendl.

In kurzer Zeit stand alles auf dem Tisch und ich bezahlte sogleich die Zeche vor den Augen des Wirtes, der Rosine, die mir das Geld geschwind wieder zurückgab, während der Wirt in der Nebenkammer seinen Hausrock holte. Auf einen geheimen Wink von mir entfernte sich Rosine aus der Stube. Der Wirt setzte sich zu mir und sah mir beim Essen zu.

»Wirt«, sagte ich, »ich muss Euch ein Geheimnis anvertrauen, wobei auch für mich etwas herauschaut.«

»Was denn?«

»In Eurem Haus ist ein großer Schatz vergraben, im Keller, und ich bin ein Schatzgräber.«

»So! Es sind schon mehrere bei mir gewesen, die dies gesagt und sich für Schatzgräber ausgegeben haben. Sie verlangten viel Geld zur Geisterbeschwörung, um das sie mich geprellt hätten, und durchgegangen wären. Von einer solchen Geschichte will ich nichts wissen.«

»Ich bin kein Betrüger, Wirt, das müsst Ihr Euch schon merken, und verlange auch kein Geld von Euch im Voraus, sondern Ihr sollt mir nur sagen, wie viel Ihr von dem gehobenen Schatz mir zu geben gedenkt, billigerweise wohl die Hälfte?«

»Wie groß ist denn der vergrabene Schatz?«

»Nach meiner Berechnung mehr als 30 000 Taler.«

Der Wirt stutzte. »Und davon sollte ich Euch die Hälfte geben, 15 000 Taler? Da müsste ich ein Narr sein! Lieber lass ich den Schatz liegen!«

»Nach Belieben! Macht selbst den Schatzgräber, so

braucht Ihr niemanden etwas davon zu geben!«

Der Wirt rieb die Stirne und dachte darüber nach. »Begnügt Euch mit 8000 Talern, da Ihr als Schatzgräber Euch auch an anderen Orten noch Geld genug verdienen könnt.«

»Nun, meinetwegen, ich bin's zufrieden. Ich brauche nur eine Hacke und eine Schaufel. Wir können gleich heute um Mitternacht den Schatz heben, nur müsst Ihr hinter uns den Keller verriegeln, dass niemand zu uns hinunter gehen kann.«

Der Wirt war damit einverstanden und tafelte mir den besten Wein, noch ein gebratenes Huhn und fein gebackene Nudeln auf. Eine Viertelstunde vor Mitternacht gingen wir in den Keller hinab, wo ich am Ende desselben von Stroh, welches ich samt einer Stalllaterne mit brennendem Licht mitgenommen hatte, einen großen Kreis machte, in welchen wir beide traten. Ich gebot dem Wirt, ja kein Wort zu sprechen, da sonst der Schatz verloren wäre, und ließ ihn eine 3 Fuß tiefe Grube graben, ohne mitzuhelfen, wobei der dicke Wirt barbarisch schwitzte.

Hierauf begann ich eine Beschwörung des den Schatz bewachenden Geistes in mir selbst unverständlichen verfluchten Worten, wie ich sie in der Büchersammlung des Klosters Gottsgnad in einem alten Zauberbuch gelesen und auswendig gelernt hatte.

Da erscholl eine dumpfe Stimme von tief unten heraus. »Großer Geisterbeschwörer und Schatzgräber! Dieser Schatz von 30 000 Talern kann erst gehoben werden, wenn Rosina, die Tochter des Wirtes, irgendeinen ihr beliebigen Jäger geheiratet und ihr mütterliches Vermögen von 2000 Talern bar ausbezahlt erhalten hat. Dann wird die eiserne Kiste mit dem Schatz sichtbar in diesem Loch stehen, wo

sie der Wirt nehmen kann, ohne dich mehr als Geisterbeschwörer und Schatzgräber zu benötigen.«

»Da hab ich's nun«, rief ich ärgerlich aus. »Der Wirt wird dann ganz allein den Schatz heben, bei mir leugnen, dass er ihn gefunden hat, und ich mit einer langen Nase abziehen, statt mit den versprochenen 8000 Talern!«

»Haltet mich nicht für so schlecht«, erwiderte der Wirt, der alles glaubte, was der Geist, oder vielmehr ich als Bauchredner, gesprochen hatte, da nur ein Geist genau die Summe vom mütterlichen Vermögen Rosines wissen konnte.

»Es ist alles in Ordnung, Jungfer Rosine«, sagte ich ihr am anderen Morgen, als ich lange vor ihrem Vater aufgestanden war. »Der Vater wird Euch sogar bitten, einen Jäger zu heiraten. Verstellt Euch aber und tut, als ob Ihr Euch erst nach einem Jäger umsehen müsstet. Ich gehe jetzt in die Stadt und werde Eurem Jäger diese fröhliche Botschaft bringen.«

Rosine war außer sich vor Freude, nach 4 Wochen richtig eine Frau Jägerin sowie im Besitz einer prächtigen Ausstattung und ihres mütterlichen Vermögens von 2000 Talern. Nach dem Hochzeitstag seiner Tochter kam der Wirt alle Abende in den Keller, um die eiserne Kiste mit dem Schatz aus dem Loch zu heben, fand sie aber nicht, und grub immer tiefer, in der Meinung, die Erde sei noch zu schwer, als dass die Kiste sich emporschwingen könne, und grub so lange rastlos immer tiefer, bis Wasser armdick hervorschoß, und in den Keller strömte, sodass der Wirt sich aus demselben eiligst flüchten musste, um nicht zu ertrinken. Dieses Wasser war ein Zeichen, dass seine Schatzhoffnung zu Wasser geworden sei.

Ein Freibad

Eine halbe Stunde vor der Stadt Assingen führt die Straße, auf welcher ich gekommen war, und auch der Herzog kommen musste, durch einen Hohlweg zwischen zwei beträchtlichen Anhöhen herab. Am Fuße der linken Anhöhe liegt, ringsum von Weidengebüsch umschattet, ein großer Teich, kaum 4 Fuß tief, mit festem Kiesboden.

Am Sonntag um halb 3 Uhr nachmittags begleitete ich den Bürgermeister und die sechs Magistratsräte auf diesem Weg zur Stadt hinaus zum Empfang des Herrn Herzogs. Alle sieben waren in ihrer Amtstracht. Der Bürgermeister hatte die geschriebene Empfangsanrede in der Hand und lernte sie laut murmelnd immer noch auswendig. Von Schweiß triefend in der ärgsten Sonnenhitze kamen die sieben Magistratsherren am Fuß der linken Anhöhe an und lagerten sich im Schatten der Gebüsche des Teiches. Sie hatten dicke Köpfe und gut gefütterte Schmerbäuche.

Als sie ausgeruht hatten, trat ich vor sie hin und sprach: »Nichts für ungut, gestrenge Herren, aber ich halte es für meine Pflicht, Euch auf etwas Wichtiges aufmerksam zu machen. Ich spüre nämlich von Weitem, dass ihr erschrecklich schwitzt. Da nun bekanntlich die gnädigsten Herrschaften ganz absonderlich feine und empfindliche Nasen haben, so dürfte es meines Erachtens, da es sonst der Herr Herzog geruchlich nicht aushalten möchte, die herrliche Empfangsanrede ganz anzuhören, sehr gut sein, wenn Ihr Euch durch ein erfrischendes Bad in diesem Teich von allem Schweiß reinigen, stärken und verlustieren möchtet. Eure verschweißten Kleider und Hemden würde ich auf die Anhöhe hinauf tragen, wo sie in der Sonne schneller

trocknen können als hier unten, und Euch rechtzeitig wieder zustellen, damit Ihr hinlänglich Zeit habt, Euch wieder anzukleiden.«

Dieser Vorschlag fand bei den sieben Herren die beste Aufnahme. Sie legten alle ihre Kleider ab, selbst ihre Hemden, nachdem sie sich zuvor Leibgürtel aus ihren großen und breiten Halstüchern gemacht und sie benutzt hatten. Den dicken Pack von Kleidern, Schuhen, Unterhosen und Hemden trug ich auf die Anhöhe hinauf und breitete sie dort aus, muss mich aber heute noch wundern, dass ich nicht vor Gestank umgekommen bin.

Von Rosines glücklichem Jäger, der mir höchst dankbar zugetan blieb, hatte ich indes erfahren, dass der Herzog nicht erst um halb 6 Uhr, sondern schon um halb 5 Uhr ankommen würde. Als es auf der Turmuhr der Stadtkirche ein Viertel über 4 Uhr geschlagen hatte, rief ich zu den noch immer in dem Teich Badenden hinunter, die von keinen Zuschauern belästigt waren, weil diese an den Stadttoren zurückbleiben mussten, sie möchten doch jetzt aus dem Wasser herausgehen, wenn sie nicht blau werden wollten wie blau abgesottene Karpfen und sich ankleiden, um dann mit Bequemlichkeit die Ankunft des Herzogs erwarten zu können.

Sie stiegen gemächlich aus dem Wasser, als plötzlich der Türmer mit der Trompete das verabredete Zeichen der Ankunft des Herzogs gab, und ich zu gleicher Zeit auf der Straße eine große Staubwolke aussteigen sah. Der Herzog fuhr so schnell, als ob ihm die Pferde neuerdings durchgegangen wären.

»Der Herzog kommt!«, schrie ich von der Anhöhe hinunter.

»Die Kleider! Schnell die Kleider herab!«, schrien die Sieben zu mir hinauf, die ich mit den Zähnen vor Kälte klappern hörte, weil sie allzu lange im Wasser geblieben waren.

Ich warf ihnen Hosen und Schuhe büschelweise hinunter, aber keine Hemden. Hinterher flogen ihre Mützen hinab. Keiner erwischte seine eigene Hose oder seine eigenen Schuhe. Zu ihrem größten Glück musste der herzogliche Wagen den Hohlweg langsam herunterfahren, wodurch sie noch so viel Zeit fanden, sich am Ende desselben zum Empfang halb nackt aufzustellen. Bei diesem Anblick lachten der Herzog und sein Herr Schwager aus vollem Hals, dass ihnen die Tränen aus den Augen rannen, während der Bürgermeister seine feierliche Empfangsrede hielt, von welcher er aber nur mehr acht Worte wusste, die zusammenpassten wie eine Faust auf ein Auge.

Als der Herzog sich ein wenig gesammelt hatte, verbeugte er sich freundlich und sprach: »Ich danke Euch, Bürgermeister, für Eure sehr schöne Ansprache und für die darin ausgedrückte Liebe und Treue meiner lieben Einwohner von Assingen. Versichert dieselben meiner besonderen herzoglichen Huld und Gnade, mit der ich ihnen immer zugehtan bleiben werde!«

Dies anhörend hatte ich inzwischen alle übrigen Kleider die Anhöhe hinuntergeworfen, und war zu dem Jäger, den ich von der Rettung her kannte, hinten uns den Wagen gehupft, sodass ich mit dem Herzog in die Stadt fahren konnte. Als nun der Herzog in der Stadt sah, dass aus den meisten Fenstern Männer, Frauen, junge Leute und Jungfrauen im Sonntagsputz heraushingen und Lebehoch riefen, so fing der Herzog und sein Schwager wieder so schrecklich zu lachen an, dass sie vor Lachen fast erstickt wären. Nach

meinem Rat hatten die Einwohner zur Verzierung der Häuser sich selbst wechselseitig einander zum Fenster hinausgehängt, aber nicht an Stricken um den Hals, sondern an breiten Binden zwischen den Schultern. Übrigens ist es glaublich, dass mancher sein altes, zänkisches und erzböses Weib lieber an einem Strick um den Hals zum Fenster hinausgehängt hätte, was aber natürlich bei einem solchen Empfangsfest nicht wohl schicklich gewesen wäre.

Als der herzogliche Wagen in der Residenz hielt, sprang ich schnell herab, und öffnete den Schlag.

»Hm, du bist's, Pamfili! Dachte ich mir's doch gleich, dass diese zwei lustigen Streiche von dir kommen. Aber du, zuerst mein Lebensretter, hättest mich bald dahin gebracht, mich totzulachen. Du hast dein Talent zu einem Hofnarren vollkommen nachgewiesen und sollst von heute an mein Hofnarr und lustiger Rat sein. Bleibe nur gleich da!«

Wer war glücklicher als ich.

Pamfilius als herzoglicher Hofnarr

Die ganze Welt ist ein großes Narrenhaus. Es gibt also Narren genug, aber keiner hat ein besseres Leben als ein Hofnarr, wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist. Oh, ein Hofnarr ist ein gutes Brot! Dies merkte ich bald. Ich bekam ein eigenes schönes Zimmer, und ein Lakai musste mich bedienen, erhielt ein glänzendes Narrenkleid mit einer Schellenkappe, durfte bei der herzoglichen Tafel an einem Extratischlein zur Linken des Herrn Herzogs speisen und wurde mit der nämlichen Kost traktiert, wie er sie genoss.

Allein diese ungewohnte Kost, von der ich für drei fraß, behagte mir anfangs nicht recht. Ich wurde halbkrank und musste mich zu Bett legen. Auf Befehl des Herzogs kam sogleich sein Leibarzt zu mir und verschrieb mir aus der Hofapotheke allerlei Säftlein, Tränklein, Latwergen und Purganzen, was ich alles zusammen ungebraucht in den Nachtstuhl schüttete.

Als der Leibarzt kam und den Nachtstuhl untersuchte, sagte er: »Ah! Meine Kur ist glücklich gelungen. Ihr dürft froh sein, Pamfilius, dass diese sehr böse, stinkende und zähe Materie aus Eurem Leib herausgekommen ist.«

»Ja freilich«, erwiderte ich, »das hab ich wohl gewusst und deshalb diese abscheuliche Materie in den Leib gar nicht hineinkommen lassen.«

Der Leibarzt machte ein langes Gesicht und ging fort, ohne ein Wort zu sprechen, wurde aber vom Herzog tüchtig ausgelacht, dem ich diese g'spaßige Kur erzählte.

Durch den Kellermeister war der Wein sehr verschwefelt worden, und das Bier schmeckte nach den ausgepichten Fässern. Als mich nun eines Tages der Herzog an der Tafel fragte: »Nun, Pamfili, wie gefällt es dir an meinem Hofe?«

»Wie in der Hölle, gnädigster Herr!«

»Wieso? Warum?«

»Weil mir an Eurem Hof Schwefel und Pech in den Hals gegossen wird, geradeso wie in der Hölle.«

Nach meiner Erklärung, wie dies zu verstehen sei, entstand an der Tafel ein großes Gelächter.

»Wenn ich nur einen besseren Magen hätte!«, äußerte einst der Herzog.

»Da ist leicht zu helfen, gnädigster Herr«, sagte ich.
»Lasst Euch von Eurem Leibarzt, der mich so schön kuriert

hat, aus der Hofapotheke einen solchen Magen verschreiben, wie ihn einige Bürger in einer gewissen Stadt besitzen, die Haus und Hof liederlich vertan, versoffen und verfressen haben. Jeder von diesen Bürgern hat einen so guten, starken und gesunden Magen, dass er selbst steinerne Häuser verdauen kann.«

Ich könnte gute Einfälle von mir wohl nach Hunderten vorbringen, hätt' ich nicht noch viel anderes zu erzählen, daher will ich nur noch ein weiteres interessantes Ereignis auftischen.

Ein Hofnarr als Feldherr

Auf eine Zeit bemerkte ich eine große Bestürzung am Hofe, und eines Tages sagte der Herzog zu mir: »Pamfili, es wird mir bald recht schlecht gehen.«

»Wieso, gnädigster Herr?«

»Der mir schon lange feindlich gesinnte Herzog Wolfgang von Geierland ist ohne Kriegserklärung mit großer Kriegsmacht in mein Herzogtum eingefallen und hat schon ein hinteres Viertel davon erobert. Ich kann keinen starken Widerstand leisten, und wenn es so fortgeht, wirb er mich bald aus meiner Residenz verjagen.«

»Das wäre schlimm!«

»Heute um 10 Uhr wird geheimer Rat gehalten. Komm du auch hin, Pamfili, und hilf uns raten, da du ja sonst immer gute Einfälle hast!«

»Zu Befehl, gnädigster Herr, ich werde kommen!«

Ich kam und hörte so dumme und unausführbare Rat-

schläge, dass diese geheimen Räte, wenn sie öffentliche gewesen wären, von allen Leuten würden ausgelacht worden sein.

»Sag du deine Meinung, Pamfili!«, gebot der Herzog.

»Zuvor möchte ich die Gemütseigenschaften des Herzogs Wolfgang wissen, Herr Herzog!«

»Er ist ein kriegslustiger, gewalttätiger Herr, aber sehr gottesfürchtig, und betet gerne«, erwiderte der Herzog.

»Das ist genug, mein Plan ist fertig, und nach 14 Tagen kein Feind mehr im Land, jedoch unter der Bedingung, dass Ihr mich zum ersten Feldherrn Eurer Kriegsmacht ernennet, wobei ich Euch verspreche, dass ich siegen werde ohne einen einzigen Schwertschlag.«

»So bist du nun der erste Feldherr meiner Kriegsmacht.«

»Gut. Lasst meinen Befehl an sie sogleich ergehen, sich ganz ruhig zu verhalten, wenn sie vom Feind nicht angegriffen wird, bis dieser das Land verlassen hat, dann mögen Eure Krieger wieder heimkehren!«

»Es soll geschehen.«

Der Herzog versprach mir eine Belohnung von 1000 Talern für die glückliche Ausführung meines Planes. Ich borgte von einem alten Pilger, der vor 80 Jahren am Heiligen Grab zu Jerusalem gebetet hatte, ein vollständiges, mit Meermuscheln verziertes Pilgergewand nebst dem Pilgerstab, ließ mir vom Herzog einen eigenhändigen, mit seinem Haussiegel versehenen Vorweis geben, worin stand, dass ich nach Jerusalem pilgern wolle, und seine Kriegsmacht mich ungehindert meines Weges solle ziehen lassen. Gleich nach Mitternacht brach ich in dieser Verkleidung auf und erreichte in 4 Stunden, denn das Herzogtum Assingen war nicht groß, die Vorposten des Feindes, die mich mit aller ei-

nem frommen Pilger gebührenden Achtung empfangen und mir auf meine Frage, ob nicht eine Wallfahrtskirche in der Nähe sei, mit freundlicher Bereitwilligkeit antworteten.

»Ja, das Wallfahrtskirchlein zum heiligen Wolfgang, dort links im Wald, eine kleine halbe Stunde von hier. Unser gnädigster Herr Herzog, dessen Namens- und Schutzpatron der heilige Wolfgang ist, vernichtet täglich morgens 5 Uhr dort seine Andacht und bleibt oft eine Stunde am Choraltar knien, dessen Gemälde das Bildnis dieses Heiligen ist.«

Ich dankte für diese mir sehr erwünschte Auskunft und wanderte dem Kirchlein zu, vor dessen offenem Tor wohl hundert Krieger wachten, die mir den Eingang verwehrten, weil sich eben der Herzog ganz allein darin befände. Der Anführer trat herbei, und belehrte sie, dass man einem frommen Pilger zu keiner Zeit und unter keinerlei Umständen den Eintritt in eine Kirche verwehren dürfe. Weil aber jetzt der Herr Herzog ganz allein darin sei, so müsse ich ganz hinten auf dem marmornen Boden der Kirche, in der Nähe des Einganges, rückwärts aus Vorsicht von 4 Mann überwacht, mein Gebet verrichten.

Ich tat, was der Anführer anordnete, kein Auge von dem Herzog abwendend, der ganz vorn auf dem Steinboden kniete und betete.

In dem Augenblick, da er mit flehenden Händen zum heiligen Wolfgang emporschaute, rief ihm dieser zu, nur von ihm hörbar.

»Herzog Wolfgang, du bist ein großer Sünder, da du einen ungerechten Krieg führst. Wenn du nicht also gleich mit deiner ganzen Kriegsmacht aus dem Herzogtum Assingen abziehst, um es nie wieder anzugreifen, so werde ich

aufhören, dein Schutzpatron zu sein, und du wirst noch in diesem Jahr elendiglich an der Pest sterben!«

»Erbarmen! Es soll geschehen nach deinem Willen!«, hörte ich den Herzog murmeln, der bald danach aufstand, während ich bereits das Kirchlein verlassen hatte. Mit raschen Schritten trat er heraus, sprach mit dem Anführer der Reiterschar und sprengte an der Spitze derselben eiligst von dannen.

Da hatte ich als Bauchredner gewiss ein großes Werk und ein gutes Geschäft vollbracht! Von allen Seiten bliesen schon die Trompeten zum Abzug des Feindes, indessen ich seitwärts durch Wälder zur Kriegsmacht meines Herzogs gelangte, an deren Spitze ich zu Pferde in meinem Pilgergewand in der Residenzstadt Assingen mit der frohen Botschaft einzog. Der gnädigste Herr war außer sich vor Freude und umarmte mich vor dem Tor der Residenz in Gegenwart der Krieger und der zahlreichen Einwohner und Maulaffen. Lieber wäre es mir schon gewesen, wenn mich die schöne und junge Frau Herzogin umarmt hätte, statt des Herzogs, der mich in sein Gemach hinauf führte und mir die versprochenen 1000 Thaler in Gold ausbezahlte. Diese, die 100 Taler vom herzoglichen Jäger, dem Ehemann Rosines und mein übriges Erspartes, bis auf 6 Taler, die ich zurückbehielt, wollte ich nach Hause meiner Mutter schicken und ihr sagen lassen, sie solle mein Geburtshaus wieder kaufen und dieses einen geräumigen Anbau erhalten. Der Herzog sorgte für die richtige Überbringung des Geldes und die Meldung wegen des Anbaues.

Zu meiner ferneren Belohnung wollte mich der Herzog zum Geheimen Rat ernennen, aber ich dankte ihm für diese Gnade und sagte: »Ich will lieber Euer lustiger Rat bleiben,

als Euer trauriger Rat werden, wie so ein Geheimer Rat ist.«

Auf seine Frage, wie es mir denn so schnell gelungen sei, den wilden und gewalttätigen Herzog Wolfgang zum Abzug aus dem Herzogtum Assingen zu bewegen, antwortete ich: »Gnädigster Herr, Ihr habt mir gesagt, dass Herzog Wolfgang auch sehr gottesfürchtig sei, und somit habe ich ihm so gewaltig in das Gewissen geredet, dass er zur Einsicht seines Unrechtes gekommen ist und nachgegeben hat.«

Die fortdauernde große Gunst des Herzogs machte mir am Hofe sehr viele Feinde und ich durfte mit Sicherheit darauf rechnen, bald durch Gift aus dem Weg geräumt zu werden, wie ich aus verschiedenen Äußerungen merken konnte, die mir der Lakai, mein treuer Diener, immer wieder hinterbrachte. Als ich dies dem Herzog sagte und ihn um Urlaub bat, um mich noch weiter in der Welt umzusehen, gab er mir selbst recht, eine Zeit lang meinen Feinden aus dem Wege zu gehen. Sollte ich früher oder später wieder an seinen Hof kommen wollen, so werde ich stets von ihm freundlichst auf- und angenommen werden.

Ich nahm also von ihm und der Frau Herzogin Abschied, der ich noch die Hand küssen durfte, und verließ dann in dem Anzug, mit welchem ich gekommen war, die Residenz und das Land.

Ein unterbrochener Verlobungsschmaus

Voll Vergnügen über meine wieder gefundene Freiheit ging ich in die weite Welt hinein und ließ mir Essen und

Trinken schmecken, solange ich einen Pfennig Geld hatte. Aber es kam nun gar zu bald die Zeit, wo auch der letzte Pfennig verschwand, und nun war guter Rat teuer. Aber warum sollte ein lustiger Rat nicht auch einen guten Rat wissen?

Es war ein sonnenheller Tag, als ich auf ein Dorf zuing, dessen Wirtshaus ich einen dringenden Besuch machen wollte. Hinter mir her auf der Landstraße und an mir vorbei fuhren mehrere Wagen, auf denen geputzte Bauernleute saßen. Dieser Tag war ein Feiertag. Ich folgte diesen Wagen und verschluckte von dem aufgewirbelten Staub so viel, wie mein ziemlich großes Maul fassen konnte, was mir zwar den Hunger nicht stillte, aber desto mehr Durst machte.

Kurz vor dem Dorf kam ich zu einer alleinstehenden ärmlichen Hütte mit einem Krautgärtlein, in dessen Ecke ein breiter Stuhl stand, der in der Mitte ein großes, ganz rundes Loch hatte, auf welchem die mütterliche Bewohnerin dieser Hütte in gebückter Stellung mit vorgebeugter Haltung in verwandelter Gestalt den unbrauchbaren Rest dessen redlich zurückgab, was ihr die grundgütige Natur einen Tag früher an Speise und Trank zur Leibesnahrung gespendet hatte.

Bei meinem Anblick wollte die Frau aufstehen. Ich winkte ihr ab und sagte: »Bleibt sitzen, liebe Frau, ich kann schon warten, ich sehe lieber die Henne, als das Ei!«

Der Zaun stand zwischen mir und der Frau, als ich sie bald darauf fragte: »Was bedeuten denn diese vorbeifahrenden Wagen?«

»Der reiche Stockelbauernsohn vom Dorf Sollenweg, anderthalb Stunden von hier, hinter jenem Wald, ist mit sei-

nen Eltern, Geschwistern und Zeugen gekommen, um bei einer guten Mahlzeit seine Verlobung mit der Kathi, der Tochter unseres Dorfwirtes zu feiern.

Ich wusste nun genug, dankte, ging in das Wirtshaus, wo eine Menge Leute in der Stube standen, setzte mich unbenutzt in eine Ecke und verlangte von der Kellnerin einen Krug Bier, ohne zu wissen, wovon ich ihn bezahlen sollte. Zum Glück hatte die Kellnerin etwas Besseres zu tun, als mir einen Krug Bier zu bringen.

Die Angekommenen setzten sich an den langen Tisch, der sich unter der Last der aufgetragenen Speisen bog. Ich schaute sehnsüchtig zu. Als aber in großen Schüsseln gebratene Gansviertel, halbe Enten und Hühner erschienen und zwei Körbe voll verpöchtete Flaschen Wein vor die Gäste hingestellt wurden, konnte ich es nicht mehr aushalten und ließ als Bauchredner von außerhalb der Tür und abwechselnd schnell nacheinander durch die Fenster herein, immer mit veränderter Stimme, als ob es mehrere Personen wären, den Ruf erschallen: »Auf! Auf! Das Kandlerbauernhaus in Sollenweg brennt an den vier Ecken!«

Als hätte der Blitz eingeschlagen, sprangen alle erschrocken auf und zur Tür hinaus, und in wenigen Minuten liefen, ritten und fuhren die Rettenden aus dem Wirtshaus und dem Dorf gegen Sollenweg in großer Eile. Niemand dachte mehr an mich.

Ich tat einen tüchtigen Trunk Bier, steckte in die inwendigen zwei großen Taschen meines kurzen Mantel 2 Flaschen Wein, gebratenes Geflügel, soviel ich hineinstopfen konnte und ein Stück Weißbrot. Dann ging ich harmlos zur Haustür hinaus, ohne mehr einen einzigen Menschen im Wirtshaus zu sehen.

Im Schatten des nahen Waldes, so gelagert, dass ich die Straße nach Sollenweg sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden, hielt ich den köstlichsten Schmaus seit der herzoglichen Tafel, und ließ es mir so gut schmecken, dass die ganze Frucht meiner List wie in einem Abgrund verschwunden war. Gegen das Ende meiner Waldtafel hörte und sah ich die Rettenden, die nichts zu retten fanden, wieder heimreiten und heimfahren, und barbarisch schimpfen über diese »infame Stimmerei«.

Pamfili als Spieler

Obwohl ich im Wald ein tüchtiges Mittagsmahl gehalten hatte, stellten sich bei mir doch wieder Hunger und Durst ein, als ich abends ein Wirtshaus erreichte, in welchem ich übernachten wollte. Nach meiner Gewohnheit, wenn ich auch kein Geld hatte, wie jetzt, bestellte ich ein gutes Nachtessen und guten Wein.

»Müsst halt ein wenig Geduld haben!«, sagte die Wirtin.

»Recht gern! Bringt mir nur einstweilen Brot und Wein!«

»Da könntet ihr ja wohl zum Zeitvertreib mit uns Landsknechten spielen, bis euer Essen fertig wird«, rief mir einer von zwei verdächtigen Burschen zu, die an einem Tisch in der Ecke miteinander spielten. Ich setzte mich zu den Spielern, spielte mit ihnen, schaute ihnen dabei scharf auf die Finger, was sie bald merkten, und gewann in kurzer Zeit Taler, lauter recht schöne Frauentaler, die ich einsteckte, als mein Essen aufgetragen wurde. Ich musste ihnen versprechen, nach dem Essen wieder mit ihnen weiter zu spielen,

was ich auch zusagte. Die Wirtin machte die Fensterläden zu, durch deren Fugen man jedoch leicht in die Stube sehen konnte, stellte eine Unschlittlampe auf den Tisch der Spieler und sagte: »In einer Stunde ist Feierabend. Die anderen Zwei müssen dann fort, und der Übernachter ins Bett gehen.«

Ich spielte wieder mit den beiden Burschen und verlor schon in der ersten Viertelstunde von meinem gewonnenen Geld 8 Taler.

»Aha!«, dachte ich mir, »ist's um die Zeit! Wartet, ihr Halunken!«

Da riefen von außerhalb des Fensterladens drei verschiedene Stimmen: »Da sitzen die zwei Spitzbuben!«

»Packen wir sie gleich!«

»Nur hinein!«

Dies war wieder ein Kunststück von mir, von Pamfili als Bauchredner. Die beiden Burschen sprangen auf, rannten durch die Tür hinaus, hinter den Stallungen vorbei, und über den Zaun auf und davon. Ich lachte und legte mich ins Bett.

Am anderen Morgen bezahlte ich meine Zeche. Ungefähr nach einer Stunde Weges sah ich links auf einem kleinen Hügel eine alte Kapelle stehen, in welcher ich meine Andacht verrichten wollte. Da trat ein Bauer heraus, wünschte mir einen guten Morgen, und fragte mich, ob ich etwa auch schon von herumstreifenden Amtsleuten ausgesucht worden sei, wie er.

»Wieso?«, erwiderte ich mit ein wenig Herzklopfen.

»Dem alten, steinreichen, kinderlosen Geizhals Semper, Gutsherrn nicht weit von dem Dorf Ahorn, 4 Stunden von hier, der keinem Armen auch nur ein Stück schwarzes Brot

gibt, sind gestern 30 schöne Frauentaler gestohlen worden. Der, bei dem man sie findet, wird ganz gewiss aufgehängt.«

»Aber nicht eher, als bis sie ihn haben«, sagte ich lachend, und auch der Bauer lachte im Fortgehen.

Ich trat in die Kapelle, worin niemand war als ich, und ließ eiligst meine 14 Frauentaler in den Opferstock fallen, wo sie gut aufgehoben waren. Kaum war ich eine halbe Stunde weit wieder fortgegangen, als ich der Streife der Amtsleute begegnete, die mich bis auf das Hemd absuchten, aber natürlich ohne Erfolg. Der Bauer hat mich vom Galgen gerettet, an dem ich unschuldig hätte baumeln müssen.

Nun fühlte ich eine unwiderstehliche Sehnsucht, nach länger als Jahr und Tag wieder zu meiner Mutter heimzukehren. Ich war nur noch 3 Stunden weit von Laubheim entfernt, als ich das Unglück hatte, einer von mir erzürnten Hexe und Zauberin in die Hände zu fallen, die mich in allerlei »Viecherln« verzauberte, sodass ich erst nach einem Jahr glücklich bei meiner lieben Mutter anlangen konnte, die alle meine Geldsendungen richtig empfangen, mein Geburtshaus wieder angekauft, einen hübschen und geräumigen Anbau hergestellt und vor anderthalb Jahren eine arme Doppelwaise angenommen hatte, namens Susanna, die jetzt eine recht schöne, tugendhafte, fleißige und häusliche Jungfrau von 17 Jahren war, und welche ich zur größten Freude meiner Mutter bald darauf heiratete. Der Herr Prälat selbst kopulierte uns am Choraltar der Kirche zu Gottsgnad, und ich führe mit meiner geliebten Susanna ein recht glückliches Leben als Gatte, und zurzeit als Vater von 3 hübschen und guten Kindern.

In den Vormittagstunden schreibe ich täglich im Kloster an der Geschichte meiner hier erzählten und nicht erzählten Reisen, Abenteuer, Possen und lustigen Streiche. Für jede von Fürsten und Herren bestellte Abschrift bekomme ich vom Herrn Prälaten 20 Taler, der sie für 40 Taler verkauft und den Überschuss für die armen Einwohner des Dorfes Laubheim verwendet.

Hier schließt Pamfilis Aufschreibung.

Nachschrift

Bei einem ländlichen Ausflug kam ich in einen großen Marktflecken am Inn, als dort eben der Nachlass eines verstorbenen Pfarrers versteigert wurde. Ich kaufte nach dem Gewicht eine Kiste mit alten Papieren, unter denen ich, offenbar von Pamfilius Frohmund Eulenspiegel eigenhändig geschrieben, nicht nur die vorstehende Geschichte, sondern auch ein Heft mit dem Titel »Meine wundersame Verzauberung durch eine alte Hexe in allerlei Viecherln«, worüber ich recht viel lachen musste und was ich seiner Zeit den geehrten Lesern gleichfalls mitzuteilen gedenke. Auf dem Titelblatt dieses Heftes stand, von einer anderen Hand geschrieben: »Pamfilius Frohmund Eulenspiegel starb in seinem Geburtsdorf Laubheim, 87 Jahre alt, und am nämlichen Tag sein Eheweib Susanna. Beide wurden, wie früher Pamfilis Mutter, auf dem Klosterkirchhof begraben, und der derzeitige hochwürdige Herr Prälat hat ihm ein schönes, marmornes Grabmal mit einer sinnreichen Inschrift setzen lassen.« Leider hat der Schreiber, dieser Bemerkung

den Tag und das Jahr des Todes dieses alten Ehepaares beizufügen vergessen.